

Zürcher Journalistenpreis 17

Rita Flubacher

Preis für das Gesamtwerk

Anja Jardine

Blick in den Maschinenraum

Claudia Senn

Sie nahm das Kind einfach mit

Daniel Ryser

Die Dschihadisten von Bümpliz

Der Zürcher Journalistenpreis

Es gibt nicht wenige Medienpreise in der Schweiz. Kaum einer aber hat eine so lange Tradition wie der Zürcher Journalistenpreis, der vom Zürcher Presseverein (ZPV) ins Leben gerufen und 1981 erstmals verliehen worden ist. Trägerin ist heute die Stiftung Zürcher Journalistenpreis. Ihr Zweck ist es, über die Ausschreibung und Vergabe eines Preises einen konkreten Beitrag zur Förderung der journalistischen Qualität zu leisten. Die Prämierung von herausragenden Arbeiten soll Journalistinnen und Journalisten ermutigen ihre unter immer anspruchsvolleren Bedingungen zu leistende Aufgabe inhaltlich wie auch stilistisch auf hohem Niveau zu meistern und journalistische Werke zu schaffen, die über den Tag hinaus in Erinnerung bleiben.

Die Arbeiten, die in Produkten von Medienverlagen (inklusive Online) der Kantone Zürich und Schaffhausen publiziert worden sind oder die von Autorinnen und Autoren stammen, die hauptsächlich in diesen Kantonen tätig sind, werden von einer unabhängigen, sich aus Journalisten und Publizisten zusammensetzenden fünfköpfigen Jury begutachtet. Jährlich gehen rund 170 Arbeiten ein, die in einem mehrstufigen Verfahren ausgewertet werden.

Die Preisgelder stammen von einer ganzen Reihe von Spendern und Sponsoren.

Preisträger 2017

Rita Flubacher

Preis für das Gesamtwerk 7

Anja Jardine

Blick in den Maschinenraum 17

Claudia Senn

Sie nahm das Kind einfach mit 21

Daniel Ryser

Die Dschihadisten von Bümpliz 29

Die Antwort heisst: True News

Grussadresse des Präsidenten



Die traditionellen Medien haben in den letzten Monaten eine grosse, neue Chance entdeckt: den seriösen Journalismus, dem die Leser vertrauen können. Was nach Platitüde und Binsenwahrheit tönt, ist seit der Wahl des neuen US-Präsidenten keine Selbstverständlichkeit mehr. Der Begriff Fake-News hat dem Journalismus schlagartig aufgezeigt, welche Wirkung die gute alte und vergleichsweise harmlose Zeitungsente im Zeitalter von Social Media haben kann. Diese Erkenntnis vermag die Gratiskultur und die Einstellung, dass News und journalistische Leistungen heute oft kostenloses Allgemeingut sind, vielleicht etwas zu relativieren. Viele Zeitgenossen beginnen nachzudenken, ob Recherchen, Reportagen und Analysen nicht doch etwas wert sein sollten. Seriöser Journalismus sollte wieder gefragter sein, mehr Wertschätzung erhalten.

Dass daran hart gearbeitet wird, zeigt die Flut von Einsendungen, welche die Jury dieses Jahr wieder erreicht hat. Die Jurysitzung dauerte heuer fast doppelt so lange wie in anderen Jahren. Man rang um den wirklich besten Text, weil so viele gute da waren. Deshalb publizieren wir in diesem Jahr auf unserer Webseite erstmals auch eine Liste der elf besten eingereichten Arbeiten und nicht «nur» diejenigen der Preisträgerinnen und Preisträger.

Um die wichtige Funktion eines aufgeklärten und seriösen Journalismus weiter zu unterstreichen, weiten wir den Einzugsbereich des Zürcher Journalistenpreises aus. Aus einem rein zürcherischen soll nächstes Jahr ein Deutschschweizer Preis werden. Künftig können also aus der ganzen Deutschschweiz Arbeiten eingereicht werden. Weil Zürich nach wie vor die bedeutendste Medienstadt der Schweiz ist, wird der traditionelle Name «Zürcher Journalistenpreis» aber beibehalten. Dieser ist in den vergangenen 37 Jahren zu einem Markenzeichen und zur wohl renommiertesten journalistischen Auszeichnung in der Schweiz geworden. Und deshalb soll er noch ein langes Leben haben. Junge Talente gibt es genug!

Andrea Masüger
Präsident der Stiftung Zürcher Journalistenpreis

Stiftungsrat	.....
<i>Andrea Masüger (Präsident)</i> CEO Samedia	.....
<i>Kaspar Loeb</i> Kommunikationsberater	.....
<i>Riccarda Mecklenburg</i> Dozentin und Publizistin	.....
<i>David Strohm</i> Zürcher Presseverein	.....
<i>Rainer Stadler</i> NZZ	.....
Geschäftsführung	.....
<i>Brigitte Becker</i>	.....
Jury	.....
<i>Hannes Britschgi (Präsident)</i> Ringier	.....
<i>Susan Boos</i> WOZ Die Wochenzeitung	.....
<i>Hansi Voigt</i> Journalist	.....
<i>Lisa Feldmann</i> L'Officiel	.....
<i>Alain Zucker</i> NZZ am Sonntag	.....

Hannes Britschgi

(Präsident)



Hannes Britschgi, geboren 1955, wuchs in Obwalden auf, besuchte in Luzern das Gymnasium und verbrachte ein Zwischenjahr in den USA. In Bern studierte er an der juristischen Fakultät und schloss

1984 mit dem Berner Anwaltspatent ab. Nach einigen Auftragsarbeiten in der Filmbranche öffnete sich eine Tür beim Schweizer Fernsehen, wo er im Vorabendmagazin «Karussell» das Fernsehhandwerk von der Pike auf lernte. Dann leitete er die Experimentalsendung «Max». Es folgten vier Jahre in der Konsumentensendung «Kassensturz». Dem breiten Publikum wurde Britschgi als harter Interviewer im Polit- und Wirtschaftsmagazin «Rundschau» bekannt. 1997 erhielt er den Telepreis. 2001 wechselte er als Chefredaktor zum Schweizer Nachrichtenmagazin «FACTS». 2005 übernahm er die Programmleitung von «RingierTV». 2008 wurde er «Sonntagsblick»-Chefredaktor. Seit 2011 leitet er die «Ringier Journalistenschule», ist Mitglied in Ringiers Publizistischem Ausschuss und schreibt für die Titel des Hauses. Britschgi ist Vorstandsmitglied im Verein Qualität im Journalismus.

Susan Boos



Susan Boos ist 1963 in Zürich geboren und danach in St. Gallen aufgewachsen. Nach der Ausbildung zur Primarlehrerin im Seminar Rorschach stieg sie 1984 bei der «Ostschweizer AZ» in den Jour-

nalismus ein und studierte gleichzeitig an der Universität Zürich Ethnologie, Politologie und Publizistik.

1989 wurde sie Redaktorin der «Ostschweizer AZ» und wechselte 1991 als Redaktorin zur «WOZ Die Wochenzeitung»; seit 2005 ist Boos in der Redaktionsleitung. Sie hat verschiedene Bücher publiziert, darunter «Fukushima lässt grüssen. Die Folgen eines Super-GAU», das im März 2011 im Rotpunktverlag erschienen ist.

Hansi Voigt



Hansi Voigt (49) war von Oktober 2007 bis Dezember 2012 Chefredaktor von 20 Minuten Online. In dieser Zeit entwickelte sich das Online-Angebot der Gratiszeitung zum grössten Newsportal der Schweiz.

Vorher war er beim «Beobachter» tätig und davor lange Jahre, unter anderem als Blattmacher, bei der Wirtschaftszeitung «Cash». 2006 wurde Voigt gemeinsam mit Ursula Gabathuler für einen Artikel im «Beobachter» zum Thema Armut mit dem Zürcher Journalistenpreis ausgezeichnet. Im Jahr 2012 wurde er vom Fachmagazin «Schweizer Journalist» zum «Chefredaktor des Jahres» gewählt.

Voigt hat seit seinem Weggang von 20 Minuten Online verschiedene Beratermandate in der Schweiz und in Deutschland angenommen und sieht im digitalen Wandel vor allem viele Chancen für Journalisten und den Journalismus. Er hat 2013 das Newsportal Watson gegründet und gemeinsam mit Peter Wanner, dem Verleger der AZ Medien, lanciert. Nach einer dreijährigen Aufbauphase hat er die Geschäftsführung an Michael Wanner übergeben. Zurzeit verfolgt Voigt verschiedene eigene Projekte.

Lisa Feldmann



Lisa Feldmann, geboren 1958 in Plettenberg, hat nach ihrem Studium der Germanistik und Anglistik (Magister) eine journalistische Laufbahn eingeschlagen, die beim «Stern» begann

und rasch Richtung Lifestyle, Mode und Frauenthemen weiterführte. Sie war in der Chefredaktion von «Elle», danach Chefredaktorin der «Cosmopolitan». Anschliessend leitete sie die Special-Redaktion des Magazins der «Süddeutschen Zeitung».

Seit 2002 lebt Lisa Feldmann in der Schweiz und ist inzwischen auch Schweizerin. Ihre journalistischen Stationen hier: Mode-Berichterstattung im Lifestyle-Bund der «Sonntagszeitung», Chefredaktorin der «Annabelle» (2004–2013). Im Sommer 2013 ging sie als Chefredaktorin zu Interview. Seit Sommer 2015 entwickelte sie die deutsche Ausgabe der französischen Zeitschrift «L'Officiel», die sie jetzt wiederum als Chefredaktorin leitet.

Alain Zucker



1967 in Zürich geboren. Studium der Geschichte und Volkswirtschaft an der Universität Zürich und der Washington University in St. Louis, USA. Absolvent des Journalismus-Diplomkurses am Me-

dienausbildungszentrum in Luzern. 1996 Einstieg bei der «Weltwoche», erst als Wirtschaftsredaktor, Leiter der Reporter und schliesslich als Leiter der Wirtschaftsredaktion. 2003 der Wechsel zu «Das Magazin» und «Bilanz» als Autor. Ab Anfang 2005 USA-Korrespondent der «Weltwoche» und mehrerer Zeitschriften aus dem ganzen deutschsprachigen Raum. Sommer 2008 Rückkehr in die Schweiz zum «Tages-Anzeiger» als Leiter Hintergrund und Nachrichtenchef, ab 2013 Mitglied der Chefredaktion. Seit September 2016 ist Alain Zucker Blattmacher und Mitglied der Chefredaktion der «NZZ am Sonntag».



Der Zürcher Journalistenpreis 2017

wird
Rita Flubacher

für das
Gesamtwerk
verliehen.

Zürich, 16. Mai 2017

Die Jury:


Susan Boos

Hansi Voigt


Hannes Britschgi


Lisa Feldmann

Alain Zucker

Preisträger



Rita Flubacher

Rita Flubacher, Jahrgang 1951, wuchs in Biel auf. Nach dem Wirtschaftsgymnasium studierte sie an der Universität Bern Ökonomie und öffentliches Recht und schloss mit dem Lizentiat ab. 1977–1978 absolvierte sie die Ringier Journalistenschule und erlernte parallel dazu das Handwerk bei den «Luzerner Neusten Nachrichten». Als Wirtschaftsredaktorin wechselte sie zum «Kassensturz» und danach zum Nachrichtenmagazin «Die Woche», dem allerdings nur eine kurze Lebensfrist vergönnt war. Ab 1983 arbeitete Rita Flubacher bei der «Weltwoche», wo sie unter anderem das Wirken des «Finanzgenies» Werner K. Rey kritisch verfolgte. Die Recherchen mündeten 1992 im Buch «Flugjahre für Gaukler». 1994 wurde sie stellvertretende Chefredaktorin der «Sonntagszeitung», wo sie als Nachrichtenchefin und ab 2008 als Leiterin des Wirtschaftsressorts arbeitete. Seit bald 18 Jahren arbeitet Rita Flubacher nun beim «Tages-Anzeiger», unter anderem als Nachrichtenchefin und Blattmacherin, ab 2008 als Leiterin der Wirtschaftsredaktion, dann als Mitglied des Recherche-Teams. Und seit 2015 steht sie in der «Spielverlängerung» als Wirtschaftsredaktorin – wie sie den jetzigen Lebensabschnitt als berufstätige Rentnerin nennt.

Laudatio

Laudatio für Rita Flubacher
von *Jürg Ramspeck*

Liebe Rita Flubacher

Es ist dies der Moment, in dem ich hoffe,
endlich meine Angst vor Dir loszuwerden.

Ich sage das schon auch mit ein bisschen Kokeretterie. Aber meine Angst vor Dir war durchaus real. Ich war ja mal einer Deiner Vorgesetzten auf der «Weltwoche» und musste mir eingestehen, Dir überhaupt nichts zu sagen zu haben. Du hast die «Wirtschaft» verantwortet, von der ich nichts verstand. Du warst Deiner Sache sicher, ich der meinigen nicht. Also habe ich mich tunlichst von Dir ferngehalten.

Du bist vermutlich die furchtloseste Wirtschaftsjournalistin weit und breit. Du hast gegen den Bankverein schreiben lassen, als dieser die Hausbank unseres Verlegers war. Ich dachte, jetzt haben wir aber ein Problem. Du hast dieses Problem auf einen Leserbrief reduziert, den der Verleger an seine eigene Zeitung einsandte.

Diese souveräne Handhabung der Meinungsfreiheit soll Dir erst mal einer nachmachen.

Ja, dieser Verleger, der Werner K. Rey. Du hast ein Buch über ihn geschrieben, «Flugjahre für Gaukler», und ich hatte die Ehrenpflicht, es vor der Drucklegung gegenzulesen. Ich las eine brillante, messerscharfe Abrechnung mit Hybris und Spiegelfechterei in der Finanzwirtschaft und fand nicht mal einen Kommafehler.

Mittlerweile hat Dich das Branchenmagazin «persönlich» unter dem Rubrum «Erfolgreiche Frauen» interviewt und Dir den Satz entlockt:

«Ich wollte nie Chefredaktorin werden.»
Gott, was bist Du klug, Rita!

Nicht umsonst hast Du ein Ökonomiestudium an der Universität Bern abgeschlossen, auf der «LNN», beim «Kassensturz», auf der «Weltwoche», der «Sonntagszeitung» gearbeitet und warst auch Ressortleiterin beim «Tages-Anzeiger». Du hast unser Gewerbe glasklar durchschaut. Das Sagen haben in unserem Beruf nicht die Chefredaktoren, die man auswechselt, sondern die Unverzichtbaren, die Metier haben, schreiben können und, dem Faktischen verpflichtet, ein Lebenswerk leisten.

Unverzichtbare wie Du, Rita Flubacher.

Und meine Angst ist jetzt weg.

Und Ihre neuen Geschäfte, Herr Rey? Geht's vorwärts?

Erschienen am 7. April 1994

Bestseller-Autorin Rita Flubacher («Flugjahre für Gaukler») besuchte auf den Bahamas den Milliarden-Pleittier

Von Rita Flubacher

Alte, verfallene Gebäude aus der Kolonialzeit ducken sich neben gesichtslosen Neubauten und den nach amerikanischer Einheitsnorm hingeklotzten Schnellimbissbuden à la McDonald's, Wendy's und Pizza Hut. Nassau, die Hauptstadt der karibischen Inselgruppe Bahamas, ist alles andere als eine Augenweide. Sie besitzt jedoch den unbezahlbaren Vorteil, dass kein einziger Stahl-Glas-Wolkenkratzer ganze Quartiere in der Innenstadt in den Schatten legt. Dadurch wird die Sicht frei auf ein Spektakel der besonderen Art: Mehrmals pro Woche schieben sich riesige Kreuzfahrtschiffe in den Hafen und bieten eine atemberaubende Kulisse. Den geschäftigen Bahamern ist dies allerdings einerlei, sie sind vor allem an den Insassen dieser schwimmenden Vergnügungsfabriken interessiert, die sich nach der Ankerung gleich einer Flutwelle in die Läden von Juwelieren, Spirituosenhändlern und Souvenirkitschanbietern – mit dieser Aufzählung ist das touristische Angebot in den hafennahen Strassen Nassau bereits erschöpft – einträgliche Momente beschieren. Dann geht's per Taxi ab in eines der beiden grossen Spielkasinos, wo eine schier unerschöpfliche Anzahl von Automaten und Spieltischen der Geldfütterung harret.

Treuherzig

Werner K. Rey lebt seit zwei Jahren auf den Bahamas. Dort gibt er sich treuherzig und uneinsichtig wie eh und je. Seine Beziehungen zu Regierung sind intakt, seine Geschäftstätigkeit ist rege. Ein alter Freund aus IOS-Tagen hilft. Rey beim Einstieg ins Kasinogeschäft. Rita Flubacher, deren Buch «Flugjahre für Gaukler – Die Karriere des Werner K. Rey» über 15 000mal verkauft wurde, traf den gestrauchelten Finanzjongleur auf den Bahamas zum Lunch.



Werner K. Rey im Jahr 1988 im Büro seines Firmenkonglomerats Omni-Holding.

KEYSTONE

In den Hotelburgen entlang der endlosen Sandstrände trägt zu dieser Jahreszeit noch eine andere Kategorie von Touristen zum Umsatz bei: amerikanische College- und High-School-Studentinnen und Studenten, «Springhoppers» genannt, die auf Vaters Kosten ihre Früh-lingferien unter der karibischen Sonne verbringen. Nicht nach kultureller Nahrung lechzen die Boys and Girls – davon gäbe es in Nassau und Umgebung ohnehin nichts zu holen-, sondern nach Sun und Fun, tagsüber am Strand, des Nachts in den Discos, deren ohrenbetäubende Geräuschkulisse noch morgens um vier meilenweit zu hören ist.

Nach spätestens zwei, drei Tagen hat Nassau jeden Ankömmling seine wenigen Geheimnisse preisgegeben, ist der touristische Einheitsbrei ausgekostet. Und dann macht sich nichts als trostlose Langweile breit.

Das ist der Ort, wo Werner K. Rey seit zwei Jahren lebt.

Die Frage, wie es ihm gehe, erübrigt sich, als Rey sich für ein Gespräch mit der «Weltwoche» ins «Pick-A-Dilly», eines der besseren Restaurants Nassaus mit schattiger Gartenbestuhlung, zum Lunch begibt. Die helvetische Ausgabe von Tom Wolfes «Master of the Universe», jener vom Delirium des hemmungslosen Geldscheffels an den Finanzmärkten erfassten Romanfigur, präsentiert sich mit eingezogenen Schultern. Auf seiner Haut hat kein karibischer Sonnenstrahl sein bräunendes Werk getan, der Händedruck ist noch schlaffer als früher.

Unaufgefordert wandern seine Gedanken in vergangene Tage, während er mit der rechten Hand Reis, schwarze Bohnen und Fisch auf die Gabel schaufelt. Vielleicht wäre es besser gewesen, nach dem höchst umstrit-

tenen, aber überaus einträglichen Bally-Coup auszusteigen, meint er. Aber eben, er habe mit dem Einstieg bei der Thuner Buntmetallfabrik Selve, seine industriellen Fähigkeiten beweisen wollen. Die anderen hätten da ja nur jahrelang Geld verloren und nichts getan. Selve hätte geschlossen werden müssen, wäre er 1979 nicht zur Rettung angetreten.

Die Selve hat Anfang dieses Jahres ihre Tore endgültig dichtgemacht.

Überganglos landet Rey bei der Sulzer, und der Gedanke, wessen er da verlustig ging, lässt seine Schultern noch tiefer sinken. Bally und Sulzer – die Start – und Endpunkte seiner Karriere tauchen in Reys «Manöverkritik», wie er seine Rückschau tauft, beharrlich immer wieder auf. Etwas Grosses hätte er aus der Verschmelzung seiner Omni Holding mit dem Maschinenkonzern aufbauen können. Den Hinweis, dass dieser Gedanke den Sulzer-Verantwortlichen angesichts der Milliardenschulden, welche ihnen auf diesem Wege von der Omni unterjubelt worden wären, noch heute kalte Schauer den Rücken hinunterjagt, nimmt er nicht zur Kenntnis. Aus seinem Mund kollert gelegentlich auch das Wort «Verantwortung». Vielleicht habe er sein Firmenimperium zu rasch aufgebaut und es dadurch anfällig für den unerwarteten Zinsanstieg in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre gemacht. Ja, und vielleicht hätte er auch nicht ins Merchant Banking einsteigen sollen. Diese Einsicht ist freilich nur von kurzer Dauer, denn wenig später preist er den deutschen Mischkonzern Harpener, den letzten grossen Brocken, den Rey schluckte, bevor ihn das immense Schuldenloch in den Omni-Büchern verschlang, als die ideale Plattform für das Merchant Banking an.

Das Merchant Banking, also der rasche Kauf und Verkauf von Beteiligungen, das Rey Harpener aufzwang, endete für die Deutschen in einem dreistelligen Millionenverlust. Von Harpener wandern die manöverkritischen Gedanken zu allgemeinen Erkenntnissen zurück. Man habe eben seine Art zu wirken in der Schweiz nicht verstanden. «Vielleicht war es zu früh dafür». Dabei sei doch bekannt, wie unzugänglich viele Schweizer Unternehmen geführt würden. «Oder kennen Sie gutgeführte Unternehmen?»

Das Merchant Banking, also der rasche Kauf und Verkauf von Beteiligungen, das Rey Harpener aufzwang, endete für die Deutschen in einem dreistelligen Millionenverlust.

Die Beantwortung dieser tiefgeschürften Frage muss unterbleiben, da just in diesem Augenblick ein tropisches Gewitter auf die Sonnenschirme niederprasselt. Rey übernimmt dann die Beantwortung der Frage gleich selbst. Er habe eingehend das Modell der britischen Hanso-Gruppe studiert und sich für seine eigene Tätigkeit davon inspirieren lassen.

Hanson kauft unterbewertete, weil zu meist unrentable Unternehmen auf, unterwirft sie einem rigorosen Sanierungsprogramm und verkauft die auf Vordermann getrimmten Unternehmen ganz oder teilweise wieder weiter. Auf den Einwand, Hanson verfüge über ein ausgewiesenes Team an Sanierungsspezialisten, etwas, was bei der Omni Holding nun wirklich nicht der Fall gewesen sei, reagiert Rey erst mit Unverständnis. Zögernd ringt er sich schliesslich zum Eingeständnis durch, dass dem vielleicht tatsächlich so gewesen sei. Aber man müsse eben wissen, dass solche Fachleute nicht leicht zu finden gewesen seien.

Das und die Einarbeitungszeit koste Geld, viel Geld, fügt er mit dem Ton eines auf jede Sparmöglichkeit erpichten kleinen Buchhalters an. Überdies, so sinniert er weiter, hätte es zwischen der alten Omni-Crew und den Neuzugängen zu Kompetenzrangeleien kommen können.

In Tat und Wahrheit war Rey ein ausgesprochener Einzelgänger, der Personalproblemen konsequent ausgewichen war.

Unausgeschöpfte Kreditlimite

Ums Geld kreist auch sein nächster Gedanke. Die Banken hätten ihm mit ihrer Freizügigkeit entscheidend zum enorm raschen Wachstum verholfen. Oder etwa gar verleitet? Seine bis dato tieftraurige Miene hellt sich plötzlich auf, auf seinem Gesicht breitet sich die Andeutung jenes Lächelns aus, mit dem er einst die Leserschaft in seinen Omni Geschäftsberichten zu begrüssen pflegte. Während einer gewissen Zeit sei ihm eine Kreditlimite von einer Milliarde Franken offen gestanden, «eine unausgeschöpfte, verstehen sie!». Wenn er ein Unternehmen oder eine Beteiligung habe kaufen wollen, habe sich die sonst übliche erste Frage, wo man wohl die Finanzen hernehmen werde, gar nicht gestellt.

Nach diesem lichten Augenblick entsinnt

sich der fallierte Financier rasch wieder der Umstände, die ihm zum Aufenthalt auf den Bahamas verholfen haben.

Verdacht auf betrügerische Machenschaften? «Sie wissen doch, dass ich mir aus Geld und Reichtum nie etwas gemacht habe», beteuert er mit treuherzigem Augenaufschlag. Er habe jeden Rappen sofort wieder in seine Unternehmen investiert.

Unstatthafte Bilanzmanipulationen? Die Omni-Liquidatorin Coopers & Lybrand hatte im vergangenen Jahr an zahlreichen Beispielen aufgezeigt, mit welchen Tricks Rey die Bilanzen der Omni und der Inspectorate so präpariert hatte, dass die kaum das Hochglanzpapier wert waren, auf denen sie zuhanden von Anlegern und Banken gedruckt worden waren. Alles Unsinn, wehrt Rey entrüstet ab, dirigiert sich vorsichtshalber dennoch aus der möglichen Schusslinie. Nicht er habe die Bilanzen aufgestellt, sondern die dafür zuständigen Omni-Kontrollstelle Deloitte Haskins & Sells (DH&S). Er könne nun wirklich nicht wissen, was seine Leute im Einzelfall getan hätten. Man könne einen Vorgang buchhalterisch so oder anders darstellen, die Omni habe da ihren eigenen Bilanzierungsstandard entwickelt, nach dem man sich konsequent ausgerichtet habe. Deloitte habe die Bilanzen stets ohne Vorbehalte signiert, «und das konnte sie ja nur, weil die Sache in Ordnung war».

Er persönlich habe sich vielleicht höchstens einmal pro Jahr mit den Deloitte-Prüfern zusammengesetzt, um noch allfällige offene Probleme zu diskutieren. In Tat und Wahrheit war Rey in der Schweiz einer der wichtigsten Kunden von DH&S und pflegte sehr enge Kontakte mit den Buchprüfern, dies insbesondere gegen Jahresende, wenn in den Inspectorate- und Omni-Büchern Beteiligungen und Schulden zwecks Bilanzverschleierung umgetischt wurden. Nach Erkenntnissen von Coopers & Lybrand kam DH&S ihren Sorgfaltspflichten äusserst ungenügend nach.

Und wie geht das Leben weiter, Herr Rey?

Er werde sich eine neue Existenz aufbauen müssen, vielleicht etwas ganz anderes tun, als er dies bisher in seinem Leben getan habe. «Vielleicht werde ich aus dem Geschäftlichen austeiigen», meint der Mann, dem das

Striptease mit süssen Folgen

Erschienen am 10. Januar 1985

Von Rita Flubacher

Es gibt kaum einen Ort, wo sie nicht ihre Spuren hinterlassen hätte: Man findet sie im Devisenladen in Peking ebenso wie im «Guinness-Buch der Rekorde». Ihre vollendete Form klingt auch in der schlechtesten Fälschung unübersehbar an, und ihr Geruch hat jahrelang ein ganzes Quartier der Stadt Bern mit Gelüsten erfüllt.

In diesem Jahr nun feiert sie ihren 77. Geburtstag, in alter Frische zwar, aber dennoch mit einem unübersehbaren kosmetischen Eingriff: Sie liegt ihren Verehrern inskünftig schlanker in der Hand, womit der lustvolle Biss in ihren wohlschmeckenden Leib keiner kieferorthopädischen Kraftübung mehr gleichkommt.

Die Toblerone, diese Pyramide mit zentimeterlangem Fluchtpunkt, ist nichts anderes als das zu kulinarischem Leben erweckte Matterhorn, weshalb die Manager kurzerhand letzteres auf die Verpackung der ersteren aufgedruckt haben. 1984 wurden weltweit so viele Toblerone hergestellt, dass sich mit ihnen - würde man die Tonnen auf 100-Gramm-Barren umrechnen und hintereinander aufreihen - die Schweiz bequem 14mal umrunden liesse. Ihr Dasein verdankt sie allerdings weniger der Liebe zur Bergwelt als der Lebensfreude von Theodor Tobler. Der Berner Schokoladenfabrikant mochte nämlich nicht immer nur kalte Umsatzzahlen Revue passieren lassen. Abwechslung war vonnöten, und die fand Herr Tobler gelegentlich in Paris, genauer in der Revue der «Folies-Bergère». Der Unternehmer blieb auch in prickelnden Situationen Unternehmer: die hellbraun-rot kolorierten Etwas von Kostümen, mit denen die Damen ihre wohlgeformten Körperpartien notdürftig verdeckten, inspirierten ihn zu einer Verpackung. Und mit dem Fall der knappen Verhüllung auf der Bühne, der bei einem kleinen textilen Dreieck seinen Höhepunkt fand, wusste Theodor Tobler auch schon, welche Form die neue Verpackung samt Inhalt haben musste.

Die frivole Entstehungsgeschichte der berühmten Schokolade ist eine Version, die, obwohl sie zutreffend sein soll, gern verschwiegen wird. Nach offizieller Lesart war Theodor Tobler ein Mann der ausgefal-

lenen Formen, der seine Erzeugnisse mal in sechseckige, dann in fünfeckige und schliesslich in dreieckige Verpackungen presste.

Rita Flubacher

war von 1983 bis 1994 Mitglied der Weltwoche-Redaktion, unter anderem als Chefin des Ressorts Wirtschaft.

Deal sein Lebenselixier ist. Indem er etwa der unterentwickelten bahamaischen Landwirtschaft auf die Sprünge helfen will, wie dies unlängst der «Sonntags-Blick» in der fernen Heimat zu berichten wusste und diese Neuigkeit gleich noch mit dem umwerfend komischen Bild des gescheiterten Omni-Herrschers auf einem ausgewachsenen Traktor dokumentierte? Rey quittiert die Frage mit säuerlichem Lächeln, nutzt jedoch die Gelegenheit zu einem unverfänglichen Exkurs in die landwirtschaftlichen «Entwicklungsmöglichkeiten, die es zu nutzen gelte» (eine satzsaftig bekannte Phrase aus dem verbalen Repertoire von Rey).

Ein Rey, der den Banken den Rücken kehren will, und dies ausgerechnet auf den Bahamas, wo 415 Banken und Treuhandgesellschaften (unter ihnen die erste Garnitur aus der Schweiz) ihre Finanztransaktionen unter dem Schutz eines absolut wasserdichten Bankgeheimnisses und im erspriesslichen Klima einer rigorosen Steuerbefreiung abwickeln und um die internationale Kundschaft buhlen? Hier passiere doch gar nichts, es würden lediglich Buchungen vorgenommen, belehrt Rey. Es habe ja auch kaum Bankiers hier. Ach so? Aber Rey, der die Offshore-Finanzplätze dank langjährigem Eigengebrauch wie seine Westentasche kennt, wird es ja wohl wissen.

Auslieferung in weitere Ferne

Überdies, so stellt Rey tief bekümmert fest, sei er international bei den Banken stigmatisiert. Aber Herr Rey, nach dem schlagzeilenträchtigen Bally-Coup fanden Sie doch auch schnell wieder - die Geschichte zeigt es - einen höchst effizienten Zugang zu den Geldhäusern. Damals seien die Dinge eben anders gewesen. «Die Banken hatten an mir Geld verdient.» Wer jedoch, wie er, eine Konkursklärung abgegeben habe, sei aus dem Geschäft raus. Ein tiefer Seufzer entringt sich seiner Brust.

Als hätte der Himmel hier mitgelauscht, prasselt ein weiteres Tropengewitter nieder.

Was er über die millionenschweren Schadenersatzverpflichtungen denke, die ein deutsches Zivilgericht unlängst über zwei seiner Omni-Leute in Zusammenhang mit den Verfehlungen bei Harpener erlassen habe. Die Frage scheint ihn vorerst gar nicht zu berühren. Dann ringt er sich doch noch halb murmelnd zu einem «schlimm» durch. Um so

schneller folgt dagegen seine bezeichnende Gegenfrage: «War es ein erstinstanzliches Urteil?» Rey, der profunde Kenner juristischer Hinhaltetaktik, wollte nur mal wissen, was Sache ist.

Obwohl als Hauptschuldiger identifiziert, wurde Rey in das deutsche Verfahren schon gar nicht einbezogen. Naheliegender Grund: die Unmöglichkeit, seiner habhaft zu werden....

Mit sichtlich Gelassenheit denkt Rey über die Möglichkeit nach, dass sich die Berner Justizbehörden doch noch zu einer Anklageerhebung durchringen könnten, womit seine Auslieferung wieder bedrohlich näher rücken würde. Sein- freilich unausgesprochenes – Motto scheint zu sein: Sollen die Berner es doch tun. Sieben Jahre habe es gedauert, bis ein amerikanischer Staatsbürger, dem die Auslieferung in die USA drohte, die auf den Bahamas geltenden Rechtsmöglichkeiten ausgeschöpft habe, schildert Rey. Dann erst sei der Amerikaner ausgeliefert worden, fügt Rey gleichsam wie eine Fussnote bei. Anzumerken wäre noch, dass Rey über seinen Anwalt Philip B. Davis, der Mitglied des bahamaischen Parlamentes ist, beste Kontakte zu Regierungsstellen hat und diese im Ernstfall auch ausspielen würde.

Die Zeit ist um, hastig erhebt sich Rey, und nach einem flüchtigen Händeschütteln entschwindet er gebeugten Hauptes zwischen den Tischen dem Ausgang zu. Dem Wunsch der «Weltwoche»-Journalisten, die Rechnung für das gemeinsame Mahl begleichen zu dürfen, kam er ohne die geringste Widerrede nach. Das Begleichen weit höheren Zechen hat er schon immer anderen überlassen....

Kleiner Spaziergang durch Nassau, ohne Rey, aber auf seinen Spuren:

Sein Haus steht auf der Nassau vorgelagerten und ihr mit einer bogenförmigen Brücke verbundenen kleinen Insel «Paradise Island». Das Eiland ist mit Hotels, einem der bereits erwähnten Spielkasinos und villenähnlichen Viertel, die sich auffallend ähnlich sind, reichlich zugestraft.

Reys Haus, so merkt ein dortiger Grundstückhändler an, sei nett, aber doch bereits etwas heruntergekommen.

Ein kleiner Abstecher in die Geschichte dieses Ortes lohnt sich, kommt er doch einem Rendez-vous mit Reys eigener Vergangenheit gleich. 1966 hatte hier ein amerikanischer Steuerberater seinen Wohnsitz, zu dessen Kunden

das weltumspannende berüchtigte Abzockerunternehmen IOS des Amerikaners Bernie Cornfeld gehörte. Über diesen Berater stieg IOS in eine Gesellschaft namens Resort International ein, die damals den Bau des Casinos, der Brücke und anderer touristischer Vorhaben vorantrieb.

Nur ein Jahr zuvor war im fernen Genf, wo die in den USA verbotenen IOS ihren Hauptsitz hatte, der damals blutjunge Werner K. Rey in deren Dienste eingetreten, um das Geschäft einer mit dubiosen Mitteln betriebenen Geldvermehrung zu erlernen.

Diese Vergangenheit begleitet ihn auch auf dem täglichen Arbeitsweg ins Del Burn House, wo seine Rechtsanwälte Perry G. Christie und Philip B. Davis residieren. Dort, gleich um die Ecke, steht ein heruntergekommenes Gebäude namens House of Mosko. Mosko ist der Name einer alteingesessenen bahamaischen Familie, die in den siebziger Jahren dem flüchtigen Robert Vesco vorübergehend eine Villa überliess. Vesco hatte sich kurz vor dem spektakulären Zusammenbruch der IOS, der unzähligen Anlern enorme Verluste bescherte, noch vorhandener Vermögenswerte von IOS bemächtigt. Das brachte ihm damals zwar viel Geld, machte ihn aber gleichzeitig zu einem der von den amerikanischen Justizbehörden bis auf den heutigen Tag meistgesuchten Männer. Er lebt heute, nachdem ihn die Regierung der Bahamas abschoß, auf Kuba. Man Könnte diese IOS-Geschichten als Anekdoten abtun, würde die Vergangenheit nicht auch in Reys geschäftlicher Gegenwart durchdrücken.

Deal mit deutschem Bankier

In seinem Büro beschäftigt Rey mittlerweile sogar eine eigene Sekretärin, was die regen Aktivitäten ihres Chefs bestens dokumentieren dürfte. Einer diese Deals dreht sich um den Hotelkomplex Crystal Palace an Nassaus Cable Beach. Das Hotel (samt dazugehörigem Spielkasino) gehört dem in Miami domizilierten Tourismusunternehmen Carnival, das vor allem in der Kreuzschiffahrt tätig ist und über eine eigene Fluggesellschaft verfügt. Seit längerem schon sucht Carnival nach einem Käufer für den hohe Verluste einfahrenden Hotelkomplex.

Ein Geschäft ganz nach dem Gusto von Rey, der selber immer mal wieder den Spieltisch aufsucht. Er besann sich eines alten Bekann-

ten namens Frank Thelen. Und wer ist dieser Thelen? Niemand anderes als jener deutsche Bankier, der dem jungen Bally-Raider Werner K. Rey 1976 die aus der IOS-Hinterlassenschaft stammende Overseas Development Bank (ODB mit Sitz in Genf verkaufte und ihm offenbar auch der Mittelbeschaffung für den Kauf von Bally-Aktien dienlich war. Über diese ODB saugte Rey anschliessend die Gelder aus dem Bally-Schuhkonzern in sein Schatzenreich ab.

Noch ist aber die von Thelen geleitete und von Rey ins Spiel gebrachte Investorengruppe (sie vereinigt fünf deutsche Casinos) auf den Bahamas nicht am Ziel ihrer Wünsche gelangt. Laut letzten Informationen aus Nassau verzögert sich die Vertragsunterzeichnung, weil einesteils eine weitere Gesellschaft aus den USA ihr Interesse am Hotel abgebracht hat und andererseits die bahamaischen Behörden Zweifel an der finanziellen Potenz der deutschen Gruppe hegen.

Was sagte doch Rey während des Lunchs? Er wollte sich neu orientieren, vielleicht das «Geschäftliche» sogar hinter sich lassen. Das war wohl nur eine Grussbotschaft an die Liquidatoren seines Omni-Trümmerhaufens, an die Gläubigerschar und an die Konkursverwaltung in Zürich, wo sich die Verdachtsmomente häufen, dass Rey eine ordentliche Menge Geld auf die Seite schaffen konnte.

Ringen um das Lebenswerk

Erschienen am 13. September 2014

Mehrere Akteure mit unterschiedlichen Motiven: Wie es zum Streit um die Kunststiftung des Winterthurer Immobilienkönigs Bruno Stefanini kommen konnte.

Von Rita Flubacher

Winterthur – Zu seinen besten Zeiten war Bruno Stefanini ein Mann, der herrschte und seine Macht nicht teilen mochte. Er machte ein Vermögen mit Liegenschaften und steckte das Geld in Kunst. Einblick in dieses Geschäftsmodell gewährte er nur ganz wenigen Menschen. Medienscheu, geizig, eigenbrötlerisch, ausgefuchst, von einer Sammlergier erfasst: Es sind dies nur einige der Etiketten, die der Mann mit italienischen Wurzeln in Winterthur im Laufe seines Lebens angesammelt hat.

Nun liegt der 90-Jährige in schlechter gesundheitlicher Verfassung in einem Spitalbett im ersten Stock seines Firmensitzes in Winterthur in einem Raum, der zuvor als Bürogedient hat. Vier Pflegepersonen betreuen ihn rund um die Uhr. Ob er noch mitbekommt, was um ihn herum passiert?

Um die Deutungshoheit seines Lebenswerks, seines Willens ist ein erbitterter Streit zwischen zwei Fraktionen ausgebrochen. Hier die Familie, repräsentiert vor allem durch die Tochter Bettina Stefanini, dort eine Handvoll alter Weggefährten und deren junge Statthalter im Unternehmen. Der Ausgang ist von öffentlichem Interesse: Im Immobilienportefeuille stecken Tausende von Wohnungen, vor allem in Winterthur, aber auch in anderen Schweizer Städten. Und die Sammlung von Schweizer Kunst gehört mutmasslich zu den bedeutendsten hierzulande. In den Streit sind mittlerweile drei Ämter involviert: die Eidgenössische Stiftungsaufsicht in Bern, die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde und die Staatsanwaltschaft von Winterthur-Unterland.

Wer verfolgt welche Ziele?

Sie habe sich nie um ihren Vater gekümmert, hiess es da und dort, als die 49-jährige Bettina Stefanini vor einer Woche den hinter den Kulissen schon länger schwelenden Streit mit einem Knall in die Öffentlichkeit trug. Distanz kann auch Schutz sein.

Bettina und ihre beiden Brüder wachsen nach der frühen Trennung ihrer Eltern bei der

Mutter in Bern auf. Als sie volljährig sind, wünscht der Vater, dass sie eine Erbschaftsverzichtserklärung zugunsten seiner 1980 gegründeten Stiftung für Kunst, Kultur und Gesellschaft unterschreiben. Bettina und der jüngere Bruder erhalten später als Abfindung zwei Millionen Franken plus einen kleinen monatlichen Zustupf während einiger Jahre. Dem ältesten Sohn überlässt der Vater als Gegenleistung die Nutzung eines Bauernhofs. Im Februar 1988 scheidet der Sohn unter tragischen Umständen aus dem Leben. Der jüngere Bruder, der den Vorfall aus der Nähe erlebte, ist traumatisiert. Er und die Mutter stellen einen Bezug zur Verzichtserklärung her. Auch der Vater leidet – wenn auch auf seine Weise. Die Umstände des Todes verschweigt er in Gesprächen mit Geschäftspartnern anfänglich. Die Urne mit der Asche des Verstorbenen begräbt er im Garten seines Wohnhauses in Winterthur.

Im September 2002 erleidet der jüngere Sohn bei einem missglückten Fallschirmabsprung schwere Hirnverletzungen. Der Vater stellt ihn im Jahr darauf bei der Stiftung an, wo er beim Transport und der Lagerung der Sammelgüter mithilft.

Bettina zieht früh nach Irland, wo sie später

als Naturwissenschaftlerin promoviert. Auch dort bleiben ihr private Schicksalsschläge nicht erspart. Heute lebt sie mit ihrem 22-jährigen Sohn in der Nähe von Dublin.

Keine Distanz, sondern eine lebenslang grosse Nähe verbindet dagegen Dora Bösiger mit Bruno Stefanini. Die Sekretärin wird zur rechten Hand, zur Vertrauten des sieben Jahre älteren Mannes. Als Stefanini am 24. Dezember 1980 seine Kunststiftung im Notariat Riesbach-Zürich beglaubigen lässt, ernannt er «Fräulein» Dora Bösiger zur Stiftungsrätin.

Fräulein Bösiger wird von Stefanini auch zur Willensvollstreckerin der Erbverträge mit seinen Kindern ernannt. Sie ist seine Bürokräft, schaut zu seinem Haushalt. Sie erträgt auch den manchmal rüden Ton, mit dem Stefanini «Bö», wie er sie nennt, herumdirigiert. Als der Immobilienunternehmer 2007 nach einem Unfall in Spitalpflege muss, erteilt er wie selbstverständlich Dora Bösiger die Generalvollmacht. Und sie steht neben seinem Rollstuhl im Festsaal des Kunstmuseums Bern im März dieses Jahres, als die Ausstellung «Sesam, öffne dich» mit 150 Exponaten aus der Stiftung eröffnet wird. Er schweigt, sie blockt Fragen an ihn ab.

Ein Jahr zuvor ist Stefanini operiert worden. Seither hat sich sein Zustand verschlechtert, nicht zuletzt wegen zweier kleinerer Hirninfarkte. Umsorgt wird er von Dora Bösiger.

Wohl dank ihres Einflusses rückt ein weiterer Akteur ins Rampenlicht: Umit Stamm. Der türkischstämmige Mann hat den Namen seiner Frau angenommen, die wiederum die Tochter von Dora Bösigers Schwester ist. Der weitherum unbekannt Stamm wird im April 2013 Stiftungsrat, im Verlaufe der nächsten Monate zieht er in fast ein Dutzend Verwaltungsräte von Stefanini-Unternehmen ein.

Vorläufiger Höhepunkt: Am 17. Februar 2014 wird er Präsident der Kunststiftung. Ist das alles im Sinn von Bruno Stefanini?

Der Hausarzt schweigt

Die Tochter Bettina sagt, ihr Vater sei schon dement gewesen, als Stamm auftauchte. Die Gegenseite verneint jeglichen Hinweis auf Demenz. Die Tochter verlangt, dass die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden (KESB) ihrem Vater einen Beistand gibt. Der Neurologe, der im Auftrag des Amtes den Patien-

ten untersucht hat, möchte seinen Bericht erst schreiben, wenn er die Unterlagen des Hausarztes hat. Dieser verweigert die Herausgabe und beruft sich auf die ärztliche Schweigepflicht.

Noch im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte ist Stefanini, als er Markus Brunner ins Geschäft aufnimmt. Er sieht im Geschäftsführer seiner Terresta Immobilien- und Verwaltungs AG den Nachfolger, was er Tochter Bettina auch mitteilt. Auch mit Brunners Karriere geht es im letzten Jahr steil aufwärts: Zeitgleich mit Umit Stamm kommt er in den Stiftungsrat und in die diversen Verwaltungsräte der Stefanini-Gesellschaften.

Stehen seiner Karriereplanung die Nachkommen von Stefanini im Weg? Im Herbst 2013 informiert er die Stiftungsaufsicht in Bern, dass der Stiftungsrat die Statuten abzuändern gedenke. Das bestehende Gremium soll selber bestimmen können, wer neuer Stiftungsrat wird. Damit wäre der Passus, wonach stets ein Familienmitglied im Stiftungsrat Einsatz haben muss, ausgehebelt. Ohne dieses garantierte Recht wäre in der Optik der Kinder der Erbverzicht zugunsten der Stiftung nutzlos gewesen. Ob die Statutenänderung dem Stiftungsrecht entspricht, muss die Aufsicht entscheiden. Und ob bei der Anfang Jahr tatsächlich beschlossenen Statutenänderung alles mit rechten Dingen zugegangen ist – damit wird sich neben der Aufsicht nun auch die Staatsanwaltschaft beschäftigen müssen.

Fast scheint es, als könnten sich an Bruno Stefaninis Lebenswerk, das notabene aus steuerbefreiten Geldern aufgebaut worden ist, noch viele die Finger verbrennen. Erst 2007 interveniert die Stiftungsaufsicht erstmals, nachdem in der Kunstszene schon lange über die unhaltbaren Zustände in den Lagerräumen geredet worden ist. Keine Diebstahlsicherungen, keine Klimaanlagen, praktisch keine Inventar- und Standortlisten, keine klare Trennung der Kunstwerke in solche, die vor und solche, die nach der Stiftungsgründung gekauft worden sind – die Mängelliste ist lang. Kommt dazu, dass das Personal der Stiftung aus gerade mal zwei Personen besteht: aus einer Kuratorin und dem Sohn von Stefanini.

Am 2. März 2007 verfügt die Aufsicht die Einsetzung eines Sachwalters. Doch Andres Furger, der frühere Chef des Schweizerischen Landesmuseums, kann seinen Job nicht antreten.



Bettina Stefanini: Die Tochter von Bruno Stefanini.

KEYSTONE/Steffen Schmidt

Kunst in Schuppen und Kellern

Bruno Stefanini gelingt es Ende Juni 2007 mithilfe des Basler Anwalts Christoph Degen, der die Stiftung in juristischen Belangen vertritt, die Aufsicht von ihrem Vorhaben abzubringen. Er stellt «die Inventarisierung der Gemälde» bis Ende Jahr in Aussicht. Vom immensen Rest, der sich in den Depots, Schuppen, Kellern, Estrichen in Stefaninis Liegenschaften und Schlössern stapelt, ist nicht die Rede. Degen, ein Stiftungsprofi, ist nebenbei auch Geschäftsführer von Profonds, dem Dachverband gemeinnütziger Stiftungen, der Stiftungen auch bezüglich einer guten Geschäftsführung berät.

Mit dieser Taktik lässt Stefanini auch kantonale Behörden auflaufen, die ob des teilweise desolaten Zustands seiner Schlösser besorgt sind. Ob in Salenstein und Luxburg (beide im Thurgau) oder in Brestenberg AG: Versprochene Renovationen oder Investitionen, um aus den Liegenschaften Museen zu machen, bleiben aus.

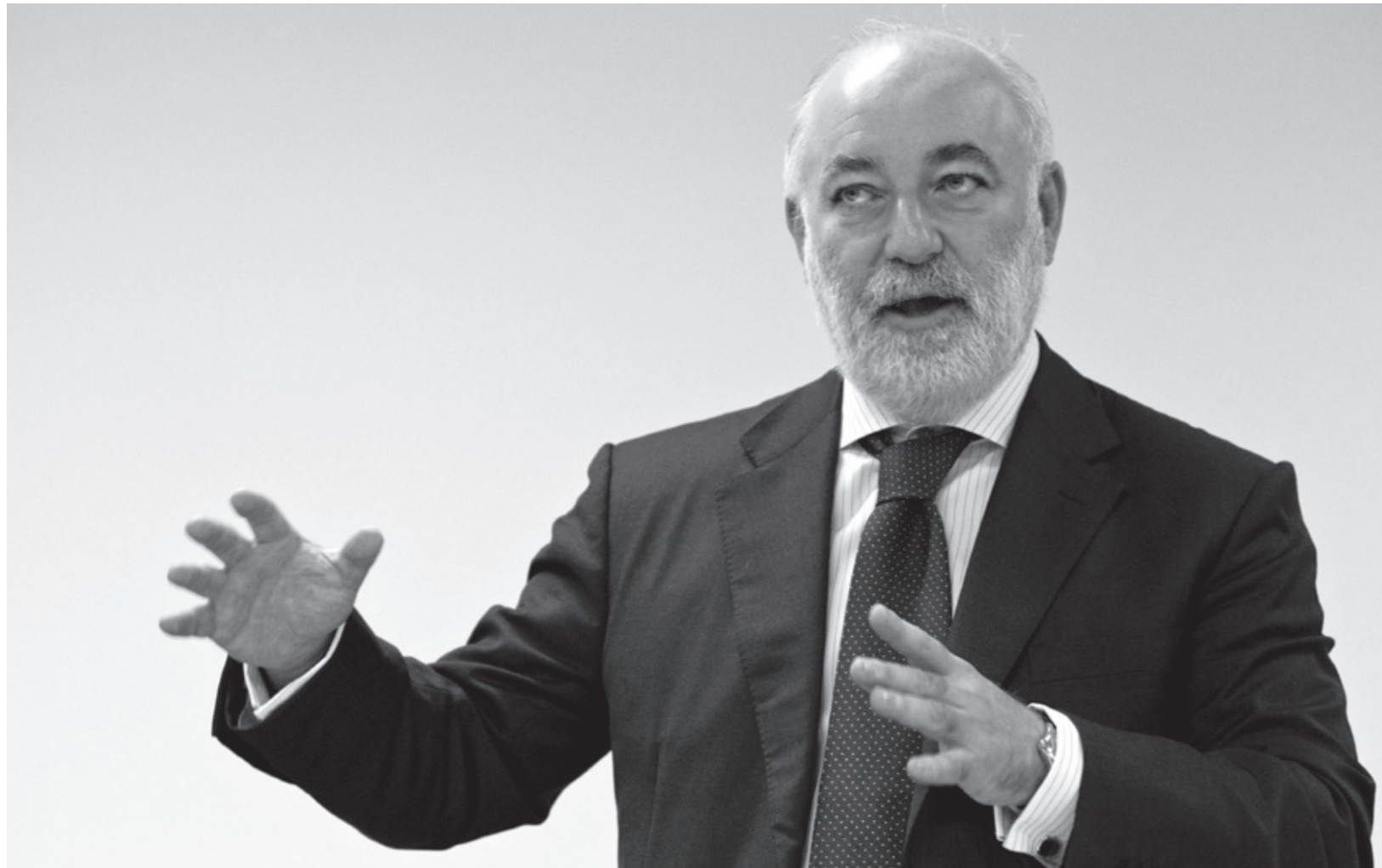
Experten wie Andres Furger sind sich einig: Stiftungsstruktur und Besetzung des Stiftungsrats müssten vollkommen umgekrempelt werden, um das Lebenswerk von Bruno Stefanini zu retten.



Der Kunstsammler und Immobilienbesitzer Bruno Stefanini auf einer Aufnahme von 1991.

KEYSTONE/Urs Oskar Keller

Vekselberg und seine Wildostmethoden



KEYSTONE/Alessandro Della Bella

Erschienen am 21. März 2016

Viktor Vekselberg hat mit seinen Beteiligungen an Sulzer oder OC Oerlikon wenig Erfolg. Das liegt auch am unberechenbaren Führungsstil des Oligarchen.

Von Rita Flubacher

Im Imperium des russischen Oligarchen Viktor Vekselberg geht die Sonne nie unter. Seine Beteiligungen reichen vom fernen Sibirien über Westeuropa bis ins kalifornische Silicon Valley. Ihn zu sprechen, gilt als äusserst schwierig. «Er ist mit seiner Privatmaschine ständig unterwegs, um neue Geschäfte einzufädeln», beschreibt ein Kenner der Verhältnisse Vekselbergs Alltag. Unterwegs ist er auch zwischen seinen diversen Wohnsitzen, zu denen auch Zug gehört, wo er aber kaum anzutreffen ist.

Seine Rastlosigkeit wird durch die wirtschaftlichen Realitäten verstärkt. In Russland, wo

der allergrösste Teil von Vekselbergs Beteiligungen angesiedelt ist, bedrohen Rubelzerfall, implodierte Rohstoffpreise und die unberechenbare Politik von Präsident Wladimir Putin die Vermögenswerte. So soll der Kreml auf die Repatriierung von Geldern drängen, welche die reichen Russen im Ausland gebunkert haben.

Vekselberg gilt zwar als Vertrauter des Präsidenten. Auch ist er – wie eine Handvoll anderer Oligarchen mit wirtschaftlichen Interessen im Westen – nicht von den Sanktionen betroffen, die die USA und Westeuropa gegen Russland verhängt haben. Trotzdem dürften auch seine Beteiligungen unter der russischen Wirtschaftskrise leiden. Wie stark, bleibt das Geheimnis von Vekselberg und seiner engsten Entourage. Auf der Website der Renova-Gruppe, die den Grossteil seiner Interessen bündelt, findet sich ein imposantes Firmenorganigramm. Klickt man die einzelnen Beteiligungen an, erscheinen Kurzbeschreibungen, Zahlen hingegen fehlen komplett. Es sei einfach unmöglich, etwas

über die russischen Firmen herauszufinden, erklären Insider.

Das absehbare Scheitern

Auf dem Reiseplan des Oligarchen dürfte letzten Freitag London gestanden haben. Dort fand eine Verwaltungsratssitzung der Renova Management statt, die für die Vekselberg-Beteiligungen in der Schweiz zuständig ist. An Gesprächsstoff dürfte es nicht gefehlt haben. Was Vekselberg in Russland bestens verschleiern kann, ist hierzulande kaum möglich. Die «Bilanz» schätzt seine Verluste innerhalb eines Jahres auf gegen drei Milliarden Franken und listet ihn unter den Hauptverlierern der reichsten Schweizer des Jahres 2015.

Der reichste Mann Russlands hat den vermeintlich Hauptschuldigen bereits zur Verantwortung gezogen: Peter Löscher, der ab 2014 zusammen mit Joe Ackermann den bis dahin kaum bekannten Renova-Management-Verwaltungsrat mit weltmännischem Flair und

unternehmerischem Prestige aufwertete. Er ist nach nur anderthalb Jahren wieder degradiert worden. Er wurde seines Postens als Chef enthoben und zum Stellvertreter von Verwaltungsratspräsident Vekselberg «wegbefördert».

Den Posten gab es zuvor nicht. Angesichts eines Personalbestandes von rund 30 Leuten braucht es ihn auch nicht.

Eingeweihte sagen, dass sich Löschers Scheitern schon früh abgezeichnet habe. Es wird gar von einem Grundlagenirrtum gesprochen.

Löscher habe geglaubt, er könne als Chef mithilfe der Milliarden in der Vekselberg-Schatulle das Beteiligungsportefeuille zügig erweitern. Auch wollte er Renova zu mehr Transparenz verhelfen und nach den Regeln der Good Governance führen. So las man es auch in diversen Medienberichten zu Beginn seiner Tätigkeit.

Für den angestrebten Kulturwandel sprach der personelle Umbau bei Renova. Ex-Siemens-Chef Löscher holte den Siemens-Mann Johan van de Steen als neuen Portfolio-manager, den Alitalia-Mann Paolo Amato für den Job des Finanzchefs, und für den Rechtsdienst verpflichtete er die Nestlé-Managerin Elizabeth Messud. Die Russen und die wenigen Schweizer, die bisher an diesen Schaltebeln sassen und meist langjährige Vertraute des Oligarchen waren, verschwanden im zweiten Glied.

Doch statt zu expandieren, musste sich Löscher schon kurz nach seinem Antritt um die Probleme kümmern, die sich bei den Industriekonzernen Sulzer und OC Oerlikon sowie beim Stahlkonzern Schmolz + Bickenbach türmten. Laut Insidern hat Löscher, der zuvor bei Siemens ein Unternehmen mit 370 000 Angestellten leitete, zu wenig Leadership gezeigt. Er habe es verpasst, sich eine tragfähige Heimbasis im Management sowie den vollen Rückhalt beim Verwaltungsrat zu sichern.

Ein Ost-West-Konflikt

Derweil hat die alte russische Garde gemäss Insidern von Anfang gegen Löscher und seine westliche Führungsmannschaft gearbeitet. Ab Herbst 2015 mehrten sich Medienberichte, die Löschers Stellung bei Renova anzuzweifeln begannen. Vekselberg habe das Vertrauen in seinen obersten Statthalter in der Schweiz verloren, hiess es. Wegen seines fürstlichen Gehaltes von 8 Millionen Franken wurde er

als Absahner kritisiert. Die Informationen seien gezielt von Russen gesteckt worden, vermuten mehrere Quellen.

Und Vekselberg, der ihn geholt und ihm das üppige Vergütungspaket gewährt hatte? Er schwieg und liess seinen Firmenchef im Regen stehen.

Unter den Renova-Männern, die sich mit Löschers Ambitionen nicht anfreunden konnten, habe sich auch Alexey Moskov befunden, heisst es. Der 45-Jährige ist laut Organigramm Topmanager bei der Renova-Muttergesellschaft in Moskau, hat aber seinen Wohnsitz am Zürichsee. Vekselberg sei von gut bezahlten russischen Beratern umgeben, auf die er höre, obwohl der eine oder andere vor allem Partikularinteressen verfolge. «Wenn es darauf ankommt, verhalten sich die Russen wie eine grosse Familie», staunt ein Kenner nicht ohne gewisse Bewunderung.

Es war schliesslich nicht etwa Vekselberg selber oder mindestens ein Vertreter der Renova-Muttergesellschaft in Moskau, der Anfang dieses Jahres den Umbau an der Renova Management bekannt gab. Es war die Sonntagspresse, welche den Machtwechsel enthüllte.

Erst einige Wochen später äusserte sich erstmals der Renova-Sprecher in Moskau und gab bekannt, dass Alexey Moskov neuer Chef sei. Auch die Posten des Finanzchefs und des Kommunikationsverantwortlichen wurden mit russischen Angestellten besetzt. Sie arbeiten bei der Moskauer Holding gemäss Organigramm in ähnlichen Positionen. Über den weiteren Verbleib der von Löscher geholten Manager Johan van de Steen, Paolo Amato und Elizabeth Messud gab es keine Informationen. Doch ist anzunehmen, dass die Betroffenen derzeit mit der neuen Führungscrew um die Details ihres Abgangs verhandeln.

Er kann auch anders

Fazit: Beim Schweizer Renova-Ableger herrschen wieder weitgehend «russische Verhältnisse», an den Schalthebeln sind Vekselbergs alte Vertraute, die teilweise in Moskau sitzen.

Und was heisst das für Sulzer & Co., wo Vekselberg Ankeraktionär ist? Vekselberg sei kein Industrieller und habe im Allgemeinen keine gute Hand bei personellen Entscheiden, diagnostiziert ein intimer Kenner der schweizerischen Industrielandschaft. Eine Ausnahme sei die Wahl von Grégoire Poux-Guillaume

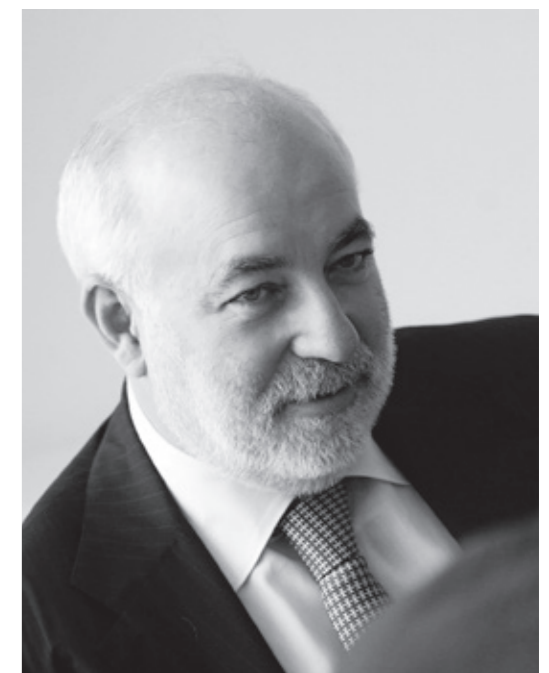
zum neuen Sulzer-Chef. Auch in Analystenkreisen traut man dem Ex-Alstom-Spitzenmanager einiges zu.

Für einen anderen Ex-Unternehmer muss der Ankeraktionär Geld für die Zukunft des Unternehmens bereitstellen und dann für Ruhe und Stabilität sorgen. Die ständigen Wechsel an den Spitzen der Vekselberg-Beteiligungen würden diesen Anforderungen nicht gerecht werden. Das Management habe nicht genügend Zeit, sich auf die Zukunft zu konzentrieren und eine Strategie umzusetzen. Das Unternehmen zahle so unter dem Strich einen viel zu hohen Preis.

In der Vergangenheit stand Vekselberg seinen Firmen finanziell stets zur Seite, wenn sie dringend Geld benötigten. Das wird ihm auch von Kritikern positiv angerechnet. Mit der Sonderdividende, die nun den Sulzer-Aktionären ausbezahlt werden muss – wodurch dem Konzern ausgerechnet in einer äusserst schwierigen Lage finanzielle Mittel entzogen werden –, zeigt der Russe allerdings, dass er auch anders kann.

An einen Rückzug aus seinen Investments glaubt niemand so richtig. Vekselberg wolle aus Sicherheitsgründen Vermögenswerte in der Schweiz halten, sagt ein Renova-Kenner.

Mit der Hypothek eines undurchschaubaren und unberechenbaren Grossaktionärs müssen Sulzer, OC Oerlikon und Schmolz + Bickenbach somit weiterleben.



KEYSTONE/Peter Schneider

Der Zürcher Journalistenpreis 2017

wird

Anja Jardine

für ihren Artikel

Blick in den Maschinenraum



erschienen in der NZZ vom 3. Oktober 2016

verliehen.

Zürich, 16. Mai 2017

Die Jury:


Hannes Britschgi


Susan Boos

Hansi Voigt


Lisa Feldmann

Alain Zucker

Preisträgerin



Anja Jardine

Geboren 1967 in Pinneberg, Norddeutschland, verbrachte sie einen Teil ihrer Kindheit in Brasilien und Thailand. Nach einem Wirtschaftsstudium, dem Volontariat bei einer Fachzeitschrift und dem Besuch der Henri-Nannen-Schule arbeitete sie als Filmemacherin bei Radio Bremen Fernsehen, bevor sie sich endgültig für das Schreiben entschied – als Redakteurin beim «ZEIT Magazin», später «Die Zeit Leben», als Reporterin bei «Spiegel Reporter» sowie im Ressort Gesellschaft des «Spiegel» und als Autorin für das Wirtschaftsmagazin «Brand eins».

Von 2005 bis Februar 2016 war sie Redaktorin beim «NZZ Folio» mit Schwerpunkt auf Reportagen und Portraits zu Themen aus Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft. Seit August 2016 ist sie Reporterin/Autorin der «Neuen Zürcher Zeitung».

1999 Bettina-von-Arnim-Preis, 2008 Zürcher Journalistenpreis, 2008 Nomination Henri Nannen Preis, 2015 Prix Média der Akademie der Wissenschaften. Ihre Erzählungen «Als der Mond vom Himmel fiel» waren 2008 für den Schweizer Buchpreis nominiert.

Laudatio

Laudatio für Anja Jardine
von Alain Zucker

Hätten wir uns an ein weitverbreitetes Commen-til faut unserer Zunft gehalten, wäre dieser Text nicht ausgezeichnet worden. Denn Anja Jardine macht etwas, worüber Journalisten gerne die Nase rümpfen. Sie schreibt über sich selber, ihre Familie und erst noch in Ich-Form. Viele nennen das Betroffenheitsjournalismus.

Nur hat Anja Jardine eben keinen Betroffenheits-Text geschrieben. In diesem Stück, das im Rahmen der NZZ-Serie «Generationen» erschienen ist, schafft sie es, aus der eigenen Erfahrung das Allgemeingültige zu ziehen, alleine, indem sie präzise beschreibt, was passiert und wie sich das anfühlt. Es geht ... ja, worum geht es eigentlich? Es geht um die existenziellen Momente, um Ereignisse wie Wegmarken: etwa den Tod des Vaters, die Geburt des eigenen Kindes. Wer einmal vor einer solchen Wegmarke gestanden hat, erkennt sie gleich wieder, nur hätte er oder sie das nie so gut beschreiben können.

Anja Jardine schreibt von «einem flüchtigen Blick in den Maschinenraum», den Ort, wo die Mechanik des Lebens dafür besorgt ist, dass es überhaupt weitergeht. Die Autorin ist ja wahrlich nicht die Erste, die da reinschaut, doch wie sie das macht, nüchtern beschreibend, zuweilen lakonisch, aber immer sehr präzise, dies zeichnet diesen Text aus. Insbesondere da, wo sie liebevolle Erinnerungen an den Vater mit der detaillierten Schilderung seines Sterbens kontrastiert, schnürt es einem die Kehle zu. Eine der Anekdoten über ihren Vater erzählt, wie er mit ihr als Kind einen Setzkasten aufhängte. Ich zitiere:

«Und dann, als wir endlich bereit waren – er mit der Bohrmaschine, ich mit dem Staubsaugerrohr im Anschlag –, sagte er: ‚So! Das ist der Moment, wo der Frosch ins Wasser rennt.‘» Und dann, ohne Pause, fährt Jardine fort: «Als wir vor vier Jahren an seinem Sterbebett sassen und sich sein Atem am Morgen des vierten Tages plötzlich veränderte, unruhig wurde, wie gehetzt, flüsterte uns die Hospizleiterin zu, jetzt sei es wohl so weit. Da fiel mir ausgerechnet dieser Satz ein. Selbst jetzt noch, nach Tagen ohne Bewusstsein, war er es, der mich tröstete.»

Das Undankbare an einer Laudatio über einen so berührend geschriebenen Text ist, dass man ihm mit eigenen Worten gerecht werden möchte – und genau weiss, dass man scheitern wird. Ich mach es deshalb kurz: Lesen Sie den Text selbst. Er ist wie ein guter Song: Er handelt von den ewig besprochenen Momenten des Lebens und bringt die Gefühle dazu auf den Punkt. Als Leser, als Leserin fühlt man sich traurig, aber verstanden und getröstet. Wie viele Songs über den Maschinenraum schaffen das schon?

Blick in den Maschinenraum

Erschienen am 3. Oktober 2016

Etwas ist geschehen, als mein Sohn geboren wurde und als mein Vater starb. Nicht nur, dass einer kam und einer ging.

Von Anja Jardine

Als ich klein war, wenn mein Fahrrad kaputtging oder ich wollte, dass mein Vater den Setzkasten an die Wand montierte, sagte er immer: «Ich zeig dir, wie es geht, dann kannst du es das nächste Mal allein.» Manchmal hätte ich mir gewünscht, er würde diese Dinge stillschweigend allein erledigen, so wie die Väter meiner Freundinnen, zumal er alles mit einer Sorgfalt machte, die meine Geduld als Achtjährige strapazierte. Es wurden nicht einfach vier Nägel in die Wand gehauen, sondern es musste gebohrt werden, zur Sicherheit. Das bedeutete, die Wand mit einem Stromdetektor nach versteckten Leitungen untersuchen, mit Geodreieck und Wasserwaage vier Punkte eruieren, mit Bleistift markieren und nochmals überprüfen, Dübel und Schrauben auswählen und dann, als wir endlich bereit waren – er mit der Bohrmaschine, ich mit dem Staubsaugerrohr im Anschlag –, sagte er: «So! Das ist der Moment, wo der Frosch ins Wasser rennt.»

Als wir vor vier Jahren an seinem Sterbebett sassen und sich sein Atem am Morgen des vierten Tages plötzlich veränderte, unruhig wurde, wie gehetzt, flüsterte uns die Hospizleiterin zu, jetzt sei es wohl so weit. Da fiel mir ausgerechnet dieser Satz ein. Selbst jetzt noch, nach Tagen ohne Bewusstsein, war er es, der mich tröstete.

Diese letzten Tage mit ihm, das Sterben meines Vaters, gehören zum Kostbarsten in meinem Leben. Sie ragen aus allem heraus, wie sonst nur die Geburt meines Sohnes. Ereignisse wie Wegmarken. Es ist die Kombination aus Liebe und Schmerz, die in dieser Intensität wohl ihre Amplitude erreichte. Aber ich denke, es war noch etwas anderes. Ich hatte einen flüchtigen Blick in den Maschinenraum geworfen.

Nie zuvor hatte ich einen Artikel zwei Tage vor Deadline fertig. Auch diesmal wäre es eigentlich nicht nötig gewesen, denn der Geburtstermin war erst in zwei Tagen. Ich wunderte mich selbst. Am selben Abend, während der «Tagesschau», platzte die Frucht-

blase. Im Taxi scherzten wir, und bei der Aufnahme gab ich an, ich wolle weder Betäubungs- noch Schmerzmittel, alles Natur. Zu dem Zeitpunkt dachte ich noch, eine Wurzelbehandlung sei schmerzhaft. So wie ich dachte, ich sei gar nicht imstande, aus vollem Halse zu schreien. Am frühen Morgen begann der Parforceritt. Oder wie eine Freundin es formuliert hatte: Du hörst die Engel im Himmel singen. Nach zehn oder zwölf Stunden hätte ich jede Droge genommen, die die Schulmedizin anbietet hat.

Doch ich hatte grosses Glück, die Hebamme war streng, sagte: Wir brauchen den Schmerz für die Austreibungsphase. Dies Wort kannte ich nur in Zusammenhang mit dem Teufel, und phasenweise kam es mir vor, als hätte der seine Hand im Spiel. Partout keine Position mehr, die Linderung brachte. In immer kürzeren Abständen diese Zerreisproben, unterbrochen von kurzen Phasen selig-dumpfer Ermattung. Ich registrierte, wie es hell wurde und wieder dunkel, wie der Frühdienst den Nachtdienst ablöste und der Spätdienst den Frühdienst, wie mein Mann beruhigend auf mich einsprach und wie er zwischendurch einmal hinausgeschickt wurde, weil er nicht gut aussah. Ich sah den Weihnachtsschmuck vor den Fenstern, diese schrecklichen Lichter-Pyramiden, symmetrisch angeordnet, meinte den Duft von Mandarinen wahrzunehmen, und all das haute mich schier um vor Rührung. Dann wieder Slapstick: Wie sie mich zu dritt in eine grosse Wanne hieven und gleich wieder hinaus, weil mein monströser Bauch mich immer wieder auf die Seite kippen lässt wie einen Dampfer im flachen Wasser.

In den kurzen Ruhephasen seltsame Gedanken: Warum es so still sei in den Strassen, fragte ich mich. Wie viele Frauen gebären eigentlich stündlich in einer Stadt wie dieser? Und kam zu dem Schluss, dass Kreissäle schallisoliert sein müssen wie Proberäume für Rockbands. Auch die Frauen kamen mir in den Sinn, die reihenweise im Kindbett gestorben waren. Ich glaube, es gab sogar den Moment, in dem ich dachte, dann sei es so, Hauptsache, das hört jetzt hier bald auf. Ein Kind im Geburtskanal, das keinen Schritt vorwärts oder rückwärts macht, stellt einen auf die Probe. Zu dem Zeitpunkt hatte ich mit aller Wucht begriffen, was ich schon vorher zu wissen glaubte: Das Leben ist keine Selbstver-

ständlichkeit. Eine physische Erkenntnis. Erst später kam mir der Verdacht, dass sie gesellschaftliche Relevanz haben könnte. Im Kollektiv erfahren. Vielleicht sollten wir nicht jeden Schmerz abzuschaffen versuchen.

Irgendwann wurde es am Fussende hektisch, Ärzte und Hebammen schienen zu streiten. Später erfuhr ich, dass unser beider Herztöne schwächer geworden waren und der Oberarzt der Hebamme noch zehn Minuten gab.

Andernfalls werde er die Saugglocke ansetzen. Kaum war der Mann aus dem Raum, fingen sie an, mich anzufeuern, als sei ich Eddy Merckx auf der letzten Bergetappe. Mit geballten Fäusten skandierten sie: Komm schon, komm schon. Los jetzt. Das schaffst du. Das schaffst du. – Ich dachte: «Was ist denn jetzt los? Ich bin doch nicht schwerhörig. Haben die völlig den Verstand verloren?» Es war so absurd, einfach urkomisch. Und so kam es, dass ich meinen Sohn nach 22 Stunden halb schreiend, halb lachend zur Welt brachte.

Die ersten Tage sind Festtage, chaotische Festtage; man kommt aus dem Staunen nicht heraus. Selbst den Ungläubigsten unter jungen Eltern drängt sich angesichts dieser Miniaturausgabe, die da plötzlich neben einem auf dem Kopfkissen liegt, das Wort «Wunder» auf. Allein diese Nano-Zehen sorgen bei ausnahmslos jeder neuen Eltern- generation für Verblüffung. Das Unbegreiflichste jedoch ist das Mienenspiel im Schlaf: Schmatzen und Grunzen ergeben ja Sinn, aber warum legt es plötzlich besorgt die Stirn in Falten? Und lächelt schon im nächsten Augenblick glücklich? Dann eine Schnute des Unmuts. Wie Wolken ziehen die Stimmungslagen über das Antlitz und werfen eine grosse Frage auf: Was geht vor in diesem Köpfchen? Woher dieses vollständige Repertoire an Ausdruck, das hier einen Probelauf macht? Sie kommen einem seltsam wissend vor.

Radikal und absolut springt einen diese Liebe an. Von Tag eins an würde man sich, ohne zu zögern, vor dieses Kind werfen, wenn Gefahr drohte, umstandslos den linken Arm hergeben. Da ist jetzt jemand, der einem wahrhaftig wichtiger ist als man sich selbst. Aus freien Stücken rückt man ins zweite Glied.

Dennoch: Ich singe hier kein Hohelied auf die klassische Familie, geschweige denn auf Blutsbande. Bei uns zum Beispiel gibt es alles, was das Familienleben im 21. Jahrhundert an Brüchen und Neukonstellationen zu bieten

hat. Auch wenn meine Eltern das klassische Modell überzeugend vorgelebt haben. Die Turbulenzen ihrer Töchter sahen sie manchmal mit Betrübnis, aber in der Regel gelassen. Nie werde ich den Ausdruck der Verwirrung auf dem Gesicht unseres Nachbarn vergessen, als mein Vater ihm am Gartenzaun erzählte, dass nun auch seine dritte Tochter und ihr Freund ein Kind erwarteten. – «Wie schön!», rief der Nachbar. «Sind sie verheiratet?» Und mein Vater antwortete mit einer Lässigkeit, die auch mich beeindruckte: «Sie nicht. Er schon.» Der Lebenspartner meiner Schwester war damals noch nicht geschieden. – Verwandtschaft ist unbestritten ein zähes Band, aber sie ist kein Garant dafür, dass ein Mensch zwischen den Vorangehenden und den Nachfolgenden tatsächlich Geborgenheit findet. Nicht selten fügt sich ein neues Glied in die Kette, das sich als organischer erweist als das Original. Geburt und Tod sind so etwas wie Auftakt und Schlussakkord, die uns aufhorchen lassen. Entscheidend aber ist, was dazwischen passiert.

Einige Monate bevor bei meinem Vater ein Hirntumor diagnostiziert wurde, sprachen wir über den Tod. Anlass war ein Interview, das ich mit dem Philosophen Wilhelm Schmid geführt hatte. Wir sollten uns gar nicht wünschen, dass der Tod seinen Schrecken verliere, hatte Schmid gesagt, er sei nun einmal eine Ungeheuerlichkeit. Eine, die auf eine andere Ungeheuerlichkeit hinweise: das Privileg zu leben. Meinem Vater hatte das gefallen.

Kein Kreis schliesst sich. Es hört einfach auf. Binnen Tagen konnte er, der Ingenieur, nicht mehr bis zehn zählen.

Es folgten schlimme sechs Monate, die ihm fast nichts von sich liessen. Als der Anruf kam, dass der Sterbeprozess begonnen habe, sass ich am Schreibtisch. Es war das einzige Mal, dass ich einen Text nicht lieferte.

Bereits seit Tagen nahm er nichts mehr zu sich, trank nicht mehr. Seine Augen blickten ins Leere, er sagte nichts mehr und verstand wohl auch nichts mehr. Berührte man seine Hand oder sein Gesicht, war es, als schüttele er die Berührung ab. Schwer auszuhalten bei einem, den man immer berühren durfte. Vor allem für meine Mutter.

Im Zimmer lag eine Broschüre, in der stand, was uns erwartete. Dass die Extremitäten ihre Farbe ändern würden, hin zum Lila-Bläulichen, dass der Blutkreislauf die



Warum soll der Tod seinen Schrecken verlieren? Er ist eine Ungeheuerlichkeit.

KEYSTONE/AP/Letteris Pitarakis

Grundversorgung immer weiter einschränken, zuletzt nur noch die inneren Organe versorgen werde. Dass nicht vorhersehbar sei, wie lange es dauere.

Wir waren immer um ihn, bis die Hospizleiterin sagte, wir sollten ihn auch einmal allein lassen. Für manche Menschen sterbe es sich leichter allein. Wir zwangen uns zu kurzen Abwesenheiten. Und gingen schnell wieder hinein. Wir befeuchteten seine Lippen mit einem Wattestäbchen. Sein Enkel, mein Sohn, damals fast fünfzehn, wahrte anfangs andert- halb Meter Abstand zum Bett. Der, der da lag im blauen Jogginganzug, hatte ihn vom Tag seiner Pensionierung an vom Kindergarten abgeholt. Hatte ihm beigebracht, eine Säge zu handhaben, als er grad einmal laufen konnte, hatte mit ihm Dinosaurier geschnitzt, Kröten aus Kellerschächten evakuiert, im Herbst den Teich leergeschaufelt, hatte sich manchmal abends dazugelegt, wenn ich die Gutenachtgeschichte vorlas, hatte ihn mit Oma gehütet, wenn ich auf Recherche war. Sein Grossvater gehört für ihn zum inneren Ensemble, auf alle Zeit. Ich war es, die es fast nicht aushielt, als der Fünfzehnjährige dann doch am Bett- rand sass und um Fassung rang.

Nachts wachten meine Mutter und ich im Wechsel. Er schien zu rennen, so schnell ging der Atem, man wünschte ihm, dass er stehen blieb, sich ausruhte. Und fürchtete nichts mehr als das. An diesem letzten Morgen

dann sah ich meine Schwestern schon auf das Haus zukommen, da hatte die Hospizleiterin gerade diesen Satz gesagt. Ich wollte die beiden schnell anrufen, damit sie sich beeilten – plötzlich diese seltsame Hektik, als würde ein Zug abfahren, da sah ich auf dem Display, dass meine Zahnarztpraxis anrief. Es war ein stinknormaler Donnerstag. Mein Vater setzte an zum letzten Sprint, er hechelte furchterregend, und urplötzlich war es still. Meine Mutter und ich hielten selbst den Atem an, starteten ihn an, und grad, als sich die Anspannung löste und wir zu weinen begannen, holte er noch einmal tief Luft. Noch nie hat er mich so erschreckt. Das könne sich ein paar Mal wiederholen, sagte die Hospizdame. Es waren Todesseufzer.

Seit er vorausgegangen ist, macht mir der eigene Tod weniger Angst. Nicht weil ich glaube, dass er irgendwo wartet, nein. Aber wie hat er immer gesagt? «Ich zeig dir, wie es geht, dann kannst du es das nächste Mal allein.»

Überhaupt rede ich oft mit ihm. Ich weiss fast immer, was er denkt. Wenn mein Sohn und ich etwas an die Wand bringen – ich mit dem Bohrer, er mit dem Staubsauger –, brauchen wir es nicht einmal auszusprechen. Der Frosch ist unverwüsthlich. An der Beerdigung sagte jemand, ich solle gar nicht darauf hoffen, dass der Schmerz verblasse, sondern ihn tragen wie einen Juwel. Das tue ich.

Der Zürcher Journalistenpreis 2017

wird
Claudia Senn

für ihren Artikel

Sie nahm das Kind einfach mit
erschieden in der annabelle vom 31. August 2016

verliehen.

Zürich, 16. Mai 2017

Die Jury:

Hannes Britschgi

Susan Boos
Hansi Voigt

Lisa Feldmann
Alain Zucker

Preisträger



Claudia Senn

Was will ich tun, wer will ich sein? Mit 20 war die Zukunft für mich ein grosses, weisses Tuch, auf dem sich nicht die geringsten Konturen abzeichneten. Also zog ich erst einmal in ein besetztes Haus voller Punks und abgebrannter Künstler, wo nachts die Mäuse um mein Bett tanzten. Ich trug muffig riechende Zirkuswärteruniformen aus dem Secondhand-Shop und selbst geschnittene Ohringe aus Styropor, doch verglichen mit meinem Nachbarn, der mit seiner Ratte Hamletta in einem Sarg nächtigte, war ich eine Spieslerin. Aus Elternberuhigungsgründen wurde ich Primarlehrerin (mit nur zwei Jahren das kürzeste Studium), vertrat hie und da einen kranken Lehrer und tingelte den Rest der Zeit durch die Welt. Manchmal glaube ich, diese verschwundenen, in fantastischer Sorglosigkeit verbrachten Jahre waren meine wichtigste Ausbildung. Denn sie lehrten mich Toleranz gegenüber unkonventionellen Lebensentwürfen und gaben mir den Mut, mein Leben so zu gestalten, wie ich es wollte. Mit 26 nahm mich das «Migros-Magazin» als Volontärin, eine grossartige Zeit, in der ich als beinahe einzige Frau auf Händen getragen wurde. Es folgten acht Jahre als Redaktorin und Ressortleiterin bei «Bolero» und dreizehn als Reporterin bei «annabelle». In all dieser Zeit ist mein Interesse an anderen Menschen niemals erlahmt, an ihren Motiven und Sehnsüchten, ihren Lebenslügen, ihren Erfolgen und ihrem Scheitern, an der Widerstandskraft und dem Lebensmut, mit dem sie Schicksalsschläge meistern. Das Porträt ist deshalb meine Königsdisziplin geworden. Ich bin keine Zynikerin. Ich mag es, mich von Menschen berühren zu lassen. Dass ich dafür nun einen Preis gewinne, macht mich glücklich und stolz.

Laudatio

Laudatio für Claudia Senn
von Lisa Feldmann

Vier- oder fünfmal habe ich die Geschichte von Claudia Senn gelesen. Eine Seltenheit heutzutage, wo wir es kaum noch schaffen, eine Reportage überhaupt zu beenden. Wo wir es gewohnt sind, nach ein, zwei Absätzen quer über die Seiten zu streifen mit unseren Augen. Um Wort-Anker aufzuspüren, die uns helfen, den Sinn der ganzen Story zu erfassen, ohne den Zeitaufwand von fünf, zehn Minuten investieren zu müssen. Minuten, in denen wir entweder schon die nächste Geschichte anlesen, vielleicht unseren Social Account nach News überfliegen können, möglicherweise auch wieder in ein analoges Gespräch einsteigen, am Telefon, im Büro. So schwer haben es gedruckte Texte inzwischen. Die wahrhaftig grenzenlose, nie endende Konkurrenz in unser aller Alltag hat ihre Bedeutung auf die Plätze verwiesen. Und sind wir unter vierzig, dann hat das bereits in der Schule angefangen. Dieser Text von Claudia Senn also ist eine grosse Ausnahme. «Sie nahm das Kind einfach mit» ist die Geschichte einer Frau, die ein Kind entführt, was sie vor Gericht und im Gefängnis landen lässt. Es ist auch die Geschichte einer Frau, die ein Kind vor dem sicheren Tod bewahrt. Es ist die Geschichte eines Mannes, der einer Frau hörig ist. Und es ist auch die Geschichte eines Mannes, der sich jeder Verantwortung stellt, der auch ein Ehrenmann ist. Und schliesslich ist es die Geschichte eines Kindes, dessen Leben nur beginnt, weil seine leibliche Mutter nicht da ist. Und eine Fremde es gegen alle Gesetze rettet.

Diese Verflechtung von Schicksalen, so aussergewöhnlich und banal wie das Leben, muss man als Geschichte erkennen, wenn sie als simpler Brief aus einem Gefängnis, in dem sich eine Insassin um einen Job als Kolumnistin bewirbt, auf dem Schreibtisch landet. Man muss sie nachfühlen können, aber auch aus sicherer Distanz unvoreingenommen abfragen und dann aufschreiben können. Man muss sich ihr stellen, ohne je Stellung zu beziehen. Man muss sich daran abarbeiten, Erzähltes nachrecherchieren, Behauptungen belegen, Details herausarbeiten, sich nie zufrieden geben mit der einen Sicht der Dinge, oder der anderen. Nur so lässt man einem Leser die eigene Luft zum Atmen, die Möglichkeit, sich selbst ein Bild zu machen und sich so im besten Sinn persönlich weiterzubilden. Claudia Senn ist das mit Bravour gelungen. Sie hat an keiner Stelle die Personen oder ihre Handlungen bewertet. Sie hat die Tatsachen geprüft und dann so dargestellt, dass winzige Details einem die Kehle zuschnüren können, weil das innere Bild, das beim Lesen entsteht, direkt mit Synapsen im Hirn gekoppelt ist, die Emotionen freisetzen und Gedankenspiele in Gang. Wer hat hier tatsächlich eine Straftat begangen? Welche Verantwortung trägt eine Gesellschaft für Menschenleben und Sterben? Können Gesetze, richtig angewandt, den Falschen bestrafen? Wann folgen wir einem Wahn, wann einer Eingebung? Wann sind wir Teil jener «Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft» – oder umgekehrt? Claudia Senns Text hat die Kraft, uns zu empören. Unser Leben zu hinterfragen und unsere Gesellschaft infrage zu stellen. Das war schon immer die preiswürdige Qualität eines journalistischen Textes. In Zeiten wie diesen ist es die herausragende Leistung einer Autorin, die beweist, dass es sich eben doch lohnt, eine Geschichte ganz und gar zu lesen. Damit wir am Ende so viel mehr gewinnen, als ein paar Minuten Lebenszeit.

SIE NAHM DAS KIND EINFACH MIT

Erschienen am 31. August 2016

Die Zahnärztin Dalma Aebischer wünschte sich verzweifelt ein drittes Kind. Als es nicht kommen wollte, entführte sie ein Roma-Baby aus einem osteuropäischen Kinderspital. Nun sitzt sie eine langjährige Haftstrafe ab, während ihre Familie zuhause um Normalität ringt.

Text: Claudia Senn

Illustration: SHOUT

Das Einsatzkommando kam noch vor dem Morgengrauen. Um halb fünf Uhr in der Früh klingelte es an der Tür. «Wer mag das sein?», fragte Bruno Aebischer ohne den Hauch einer Vorahnung. Auch Dalma Aebischer konnte sich die frühe Störung nicht erklären. Das Baby schlief friedlich im Ehebett, die Buben in ihren Zimmern. «Bruno ging zur Tür», erzählt Dalma, «und als er öffnete, wusste ich: Game over.»

Vor der Tür standen 17 Beamte in Zivil. «Es war nicht wie im Fernsehen», sagt Bruno, «keine Knarren, keine eingetretenen Türen, alles lief ruhig und korrekt ab.» Bruno erzählt von dem dramatischen Tag so sachlich, als wäre das alles jemand anderem passiert. Doch unter der Maske des Unerschütterlichen schimmert die Panik auf, die er empfand, als sein Leben zusammenbrach.

Würde jemand jetzt, in diesem Augenblick, von aussen durchs Fenster blicken, so sähe er einen Mann, eine Frau und zwei wohlzogene Buben mit mir, der Reporterin, am Esstisch sitzen. Der Mann, Anfang fünfzig, ist Bankangestellter und sieht aus wie ein durchschnittlicher Familienvater, verlässlich und solid. Die Frau, ein paar Jahre jünger, ist Zahnärztin. Sie hat etwas Ungezähmtes im Blick, trägt wilde Locken, bunte Kleidung und viel Schmuck, der bei jeder Bewegung klimpert. Es gibt Kaffee für die Erwachsenen, Saft für die Buben und gedörrte Früchte für alle. Das Wohnzimmer ist geschmackvoll eingerichtet und tipptopp aufgeräumt, das lichtdurchflutete Einfamilienhaus direkt am Waldrand ein Bijou – ein bürgerliches Idyll, eine heile Familie.

Doch die Familie erzählt nicht vom vergangenen Geburtstagsfest oder einem gelungenen Sonntagsausflug, sondern von ihrer Verhaftung durch eine Sondereinheit der Polizei. Der Mann, Bruno, verbirgt hinter seinem Pokerface nur mühsam Verzweiflung und

Wut. Die Frau, Dalma, kennt sich in ihrem eigenen Kühlschrank nicht mehr aus, weil sie gerade eine 26-monatige Gefängnisstrafe verbüsst und in wenigen Stunden wieder ins Frauengefängnis einrücken muss, wenn ihr kurzer Urlaub vorbei ist. «Können wir diese Milch für den Cappuccino nehmen, Bruno?», fragt sie, als wäre sie hier nur zu Gast. Michael, der 15-Jährige, schämt sich für seine Mutter im Knast, weshalb wir für diesen Artikel alle Namen und einige andere persönliche Details verändert haben, um ihm blöde Sprüche in der Schule zu ersparen. Und Kai, der 9-Jährige, erfindet blumige Ausreden für Dalmas Abwesenheit. «Mami, ich erzähle allen, du seist Tierforscherin in Afrika», sagt er voller Stolz, dass ihm etwas so Kreatives eingefallen ist. «Cool, das passt zu mir», sagt Dalma mit einem kleinen, traurigen Lächeln. Nein, von Idylle kann wirklich keine Rede sein.

Ende des vergangenen Jahres lag ein Brief auf meinem Schreibtisch in der Redaktion, Absender: die Postfachadresse des Frauengefängnisses Hindelbank. Darin schlug Dalma Aebischer vor, eine Kolumne über den Alltag im Gefängnis zu verfassen. Dalma schrieb, sie sei in Polen geboren und lebe nun seit langem im Kanton Aargau, wo sie als Zahnärztin arbeite. Sie habe einen Mann und zwei Kinder und sei schon seit ihrer Jugend künstlerisch veranlagt, deshalb die Idee mit der Kolumne. In nüchternem Ton schilderte sie, wie sie im Oktober 2009 aus einem Spital in einem osteuropäischen Land ein «Zigeunerbaby» mitgenommen, über drei Grenzen geschmuggelt und für das Kind bei den Schweizer Behörden eine Geburtsurkunde erschlichen habe. Dafür sitze sie nun im Gefängnis. Dalma nannte sogar den Namen des Kindes, damit ich ihre Geschichte überprüfen konnte und sie nicht für eine Hochstaplerin hielt. Im Internet fand ich etliche osteuropäische Medienberichte, die den Fall aufgenommen hatten. Einige nannten Dalmas vollen Namen. Manche schilderten sie eher als Wohltäterin denn als Verbrecherin. Wie kommt eine gut situierte Akademikerin darauf, etwas so Irrationales zu tun? Meine Neugier war geweckt.

Einige Wochen später treffe ich Dalma im Besucherraum des Frauengefängnisses Hindelbank. Auf meinen Vorschlag, mir ihre Geschichte zu erzählen, hatte sie positiv

reagiert, und auch ihre Familie ist mit einem Porträt einverstanden. Zufällig fällt der Tag unseres ersten Treffens auf ihren 44. Geburtstag. Eine Freundin von Dalma hatte mir zwei Tüten mit Süssigkeiten und kleinen Geschenken mitgegeben, von denen es ein Teil nicht durch die strengen Sicherheitskontrollen an der Gefängnis-pforte schafft. Meinen müden Scherz, ich habe keine Feile in den Kuchen ein-

**«IN MEINER FANTASIE
MACHTE ICH DIESES KIND
ZU ETWAS RIESEN-
GROSSEM. ICH GLAUBTE,
ES KÖNNE MICH
IRGENDWIE HEILEN»**

gebacken, findet der zuständige Beamte überhaupt nicht lustig.

Als Erstes fällt mir ihr Blick auf: wach, neugierig, aber auch unruhig und flackernd. Dalma hat sich sorgfältig geschminkt und trägt viel schönere und auffälligere Kleidung als die anderen Gefangenen im Besucherraum. «Ich war mein Leben lang ein bunter Hund», sagt sie.

Obwohl sie erst als Erwachsene Deutsch gelernt hatte, drückt sie sich auffallend gewählt aus. Beiläufig erwähnt sie, dass sie sechs Sprachen spricht. Ohne ins Detail gehen zu wollen, deutet sie an, ihre Kindheit sei chaotisch und traumatisch gewesen, die Mutter depressiv und immer wieder in Krisen. «Schon mit sieben, acht Jahren musste ich oft für sie da sein statt umgekehrt.» Als Dalma 15 war, starb die Mutter an Krebs. Für eine «vernünftige Lebensplanung» sei sie zu impulsiv, sagt Dalma, vielmehr sei sie in vieles «so reingerutscht», habe eine wilde Jugend und ein aufregendes Liebesleben gehabt, sich für Kunst und Theater begeistert, mehrere Fächer studiert, erfolgreich im Ausland gearbeitet und sich schliesslich in der Schweiz niedergelassen. «Möglichst immer am Rande der Überforderung sein, das ist meine Lebensmaxime. Alles auskosten.» Doch Dalma verschweigt auch nicht, dass ihr Lebenshunger eine dunkle Seite hat. «Ich bin eine



starke Frau», sagt sie, «aber irgendwo in mir drin gibt es einen kaputten Teil.»

2005 lernte sie über Parship Bruno Aebischer kennen. Nach wenigen Monaten waren die beiden verheiratet, bald kam Kai. Bruno reichte das eine gemeinsame Kind vollkommen, zumal auch Dalmas Sohn Michael aus einer früheren Beziehung bei ihnen lebte. Doch Dalma wollte mehr. Unstillbar sei ihr Wunsch nach einem dritten Kind gewesen, «das hat mich total gequält». Auf natürlichem Wege klappte es nicht, auch künstliche Befruchtung brachte keinen Erfolg. Also bewarben sich Dalma und Bruno um eine Adoption, doch wegen ihres fortgeschrittenen Alters und der Tatsache, dass sie bereits zwei Kinder hatten, rutschten sie nach ganz hinten auf der Warteliste.

Warum diese Vehemenz, Dalma? Weshalb glaubtest du, dieses Kind so unbedingt zu brauchen? Dalma wählt ihre Worte mit Bedacht, im Wissen, dass ihre Erklärung für meine Ohren seltsam klingen könnte. «Mein Wunsch war so übermächtig, dass ich glaubte, es sei gar nicht mein eigener, sondern meine verstorbene Mutter spreche da aus mir.» Dalma erzählt von Reinkarnation, von geheimnisvollen Mächten, die eine Verbindung zwischen den Generationen schaffen könnten. Ich bemühe mich, meine Irritation zu verbergen, doch Dalma spürt, dass mich ihre Äusserungen befremden. «Ich weiss, dass ich zur Mystifizierung neige», erklärt sie, «ich habe ein blumiges spirituelles Leben. In meiner Fantasie machte ich dieses Kind zu etwas Riesengrossem, ich habe es maximal überhört. Ich glaubte, es könne mich irgendwie heilen.»

Im Herbst 2009 fuhr Dalma nach Osteuropa, um nach «ihrem» Kind zu suchen, erst allein, dann mit ihrer Familie. Wochenlang klapperte sie Spitäler und Waisenhäuser ab, sah wund gelegene, verfallene, halb verhungerte Babys ohne Ende. Roma-Frauen boten ihr für 2000 Euro ihr Kind zum Kauf an. Doch Dalma wollte nicht irgendein Kind, «ich wollte, dass ich es sofort als mein Kind erkenne». Den Namen wusste sie bereits: Lilia.

Als sie Lilia schliesslich in einem Kinderhospital fand, zweifelte sie keine Sekunde, dass sie am Ziel war. Sofort habe sie eine Verbindung gespürt. «Sie war sehr klein und in grosser Not», sagt Dalma, «das hat mich ergriffen.» Das etwa zwei Monate alte Mädchen war schwer vernachlässigt und so mangelernährt, dass

sein Überleben auf der Kippe stand. Die medizinisch geschulte Dalma erkannte zudem ein Schiefhals-Syndrom: eine Fehlstellung des Kopfs – gut therapierbar, sofern das Kind die entsprechende Behandlung bekäme.

Dalma sprach mit einer Ärztin über eine mögliche Adoption. Noch existierte die Möglichkeit einer Entführung nicht einmal als Idee in ihrem Kopf. Die Mutter des Kindes sei eine in Frankreich lebende minderjährige Roma-Prostituierte, so erfuhr sie, der Vater unbekannt, niemand besuche das Kind oder erkundige sich nach seinem Zustand. Doch habe die Mutter das Mädchen zurückgelassen, ohne eine Adoptionsbewilligung zu hinterlegen. Ausserdem werde es vermutlich sowieso sterben, sagte die Ärztin. Dalma, wild entschlossen, «für dieses Kind alles zu tun», sprach mit dem Sozialarbeiter der Klinik. Doch auch er konnte nicht weiterhelfen. Nicht einmal mit Schmiergeld liessen sich die Dinge beschleunigen. Nirgends tat sich eine Tür auf. Da erst entschloss sich Dalma, das Kind einfach mitzunehmen. Die Konsequenzen ihres Handelns schob sie beiseite. Bruno und die Buben warteten derweil im Auto vor dem Spital.

Lilias gesamtes Körperchen war von einem nässenden Ausschlag bedeckt. Später äusserte der Kinderarzt die Vermutung, dass sie wohl noch niemals mit Wasser gewaschen worden sei. Zwischen den Pobacken steckten ein Schwamm und alte, durchweichte Lumpen. Bei der ersten Gelegenheit hielten sie an, machten das Kind mit Feuchttüchern sauber, crèmten es ein, wickelten es und zogen ihm die Kleidung an, die sie zuvor besorgt hatten.

Nachdem es ein Fläschchen und einen Nuggi bekommen hatte, schlief es satt und zufrieden ein. Dalma legte es zu ihren Füssen auf den Boden des Autos. Als sie die Grenze passierten, sah der Zöllner eine Familie mit zwei schlafenden Buben und einer halb wachen Mutter auf dem Rücksitz. Dass da auch noch ein Baby war, erkannte er nicht. «Das war kriminell», sagt Dalma, «auch dafür sitze ich.»

Zurück in der Schweiz, meldete Bruno das Kind beim Zivilstandsamt als Hausgeburt an. Die Beamten gratulierten herzlich, kurze Zeit später kam per Post die ID, und Lilia war ein Schweizer Mädchen. «Es war so verdammt einfach», sagt Dalma. Dem Kinderarzt und ihren Bekannten erzählte sie, sie habe das Kind

adoptiert. Die ersten zwei Wochen befand sich Lilia noch immer in kritischem Zustand. Sie war so abgemagert und kraftlos, dass sie nur wimmern konnte. «Im Spital hatte ja keiner auf ihr Schreien reagiert», glaubt Dalma. Doch dann legte sie im Nullkommennichts an Gewicht zu, bekam Therapien beim Osteopathen und Chiropraktiker, eine Behandlung mit Infrarot-Licht, die ihren Hautausschlag abheilen liess, und das schönste Zimmer im Haus, mit Alpenblick. Als sie das erste Mal gebadet wurde, machte sie grosse Augen. «Wir waren sehr vorsichtig, sehr liebevoll mit ihr. Es war eine schöne Aufgabe, unheimlich erfüllend.»

Sie sei überzeugt davon gewesen, etwas Wertvolles zu tun, sagt sie mit fester Stimme, in der kein Zweifel hörbar ist. «Ich weiss, dass ich zu Recht im Gefängnis sitze. Ich habe die Strafe verdient, und ich sitze sie ohne Murren ab. Aber meine Absichten waren gut.» Würdest du es wieder tun, Dalma? «Nein. Aber ich bereue es trotzdem nicht. Ich bedaure einzig, dass ich meinen Liebsten Schmerzen bereitet habe, dass ich einen Schatten auf die unbeschwerte Kindheit meiner Söhne warf.» Brachte Lilia ihr das Gefühl von Ganzwerdung, nach dem sie sich so verzweifelt gesehnt hatte? «Ja», sagt Dalma. Doch das Glück war nur von kurzer Dauer.

Knapp zwei Monate nach der Entführung kam ihr die Polizei auf die Schliche. Zum Verhängnis wurde Dalma ein Zettel mit einer Telefonnummer, den sie im Spital hinterlassen hatte. Es war eine osteuropäische SIM-Karte, ihren Namen hatte sie nicht dazugeschrieben. Doch dieselbe Nummer hatte Dalma auch bei einer Mietwagenfirma benutzt, wo sie ihren Führerschein vorweisen musste, und sie hatte damit ihre Familie in der Schweiz angerufen. Ohne diesen blöden kleinen Fehler wäre jetzt wahrscheinlich alles gut, glaubt Dalma. Lilia wäre eine fröhliche Erstklässlerin, ihre Jungs zwei unbeschwerte Buben. «Wie konnte ich nur zulassen, dass man mich erwischt?», sagt sie. «Warum habe ich nicht besser aufgepasst?» Nicht die Tat selbst bereut sie, sondern ihre Dummheit, dabei nicht vorsichtig genug vorgegangen zu sein. Dalma ist nun sichtlich aufgelöst, sie bittet darum, das Gespräch abzubrechen, «das nimmt mich alles zu sehr mit». Wir verabreden, uns während eines

ihrer kommenden Urlaube wiederzusehen, gemeinsam mit ihrer Familie.

Einige Wochen später lädt mich Bruno per SMS zum Kaffee ein. Auch die Buben sind dabei. Und Dalma. Einmal im Monat darf sie das Gefängnis für 32 Stunden verlassen. Dazu kommt ein fünfständiger Urlaub mit Ausgangsrayon, der für einen kurzen Badeplausch mit der Familie im Berner Marzilbad reicht, für einen Besuch des Klee-Museums oder einen Kinofilm in Solothurn. Die Besuche im Gefängnis hat die Familie inzwischen eingestellt. Zu lang ist die Autofahrt, zu spartanisch der Besucherraum. Einmal durfte Dalma ihren Jungs die Zelle zeigen, sie schmückte den Raum mit Kerzen und Bildern. Michael und Kai waren fasziniert von der Toilette gleich neben dem Bett. «Ich hatte mir solche Sorgen gemacht, dass sie das entwürdigend finden könnten», sagt Dalma, «doch sie fanden es bloss praktisch, weil man nicht so weit laufen muss, wenn man nachts pinkeln geht.»

Die Stimmung am Familientisch in Aebischers gemütlichem Wohnzimmer ist bedrückt. Erst als wir schon mitten im Gespräch sind, realisiere ich, dass nur Dalma es gewohnt ist, offen über ihr Delikt zu sprechen.

«NEIN, ICH WÜRD ES NICHT WIEDER TUN. ABER ICH BEREUE ES TROTZDEM NICHT. ICH BEDAURE EINZIG, DASS ICH MEINEN LIEBSTEN SCHMERZEN BEREITET HABE»

Für den Rest der Familie scheint das Thema wie ein Spaziergang im Minenfeld zu sein. Michael erzählt, wie er an jenem Morgen im Dezember 2009 aufstand, um sich ein Taschentuch für seinen Schnupfen zu holen, «und plötzlich stehen da all diese Leute, Polizei, Spurensicherung und so». Wie der damals 9-Jährige und sein sechs Jahre jüngerer Bruder in einem Streifenwagen zur Polizeistation gebracht wurden und dort lange sitzen mussten, bis jemand die beiden Buben in eine SOS-Pflegefamilie ins Appenzell fuhr. Wie er überhaupt nicht ver-

stand, was los war und sich in seiner Verwirrung und Ratlosigkeit an niemanden wenden konnte. Zehn Tage später bewilligten die Behörden im Schnellverfahren, dass die Buben bei Brunos Schwester unterkommen konnten. «Kai schrie die Nächte durch», sagt Bruno, «er weinte nicht,er schrie.» Und Michael habe angefangen, sich zwanghaft die Hände zu waschen, bis sie entzündet und rissig waren und «aussahen, als habe er sie in Säure gebadet». Beide Buben sitzen zusammengesunken am Tisch, während Bruno erzählt. Weil es so offensichtlich ist, dass ihnen das Gespräch zusetzt, sage ich, sie müssten nicht bleiben, wenn es zu schwierig sei, über die schlimme Zeit zu sprechen. Erleichtert verschwinden sie in ihren Zimmern.

Bruno und Dalma wurde die Obhut über ihre Kinder entzogen. Sie kamen in zwei verschiedene Untersuchungsgefängnisse und durften erst nach Ende der viermonatigen Untersuchungshaft wieder Kontakt miteinander aufnehmen. Nach ihrer Heimkehr erhielten sie die Obhutsrechte schrittweise zurück. Lilia wurde in einem Schweizer Kinderheim untergebracht, das kostete die Aebischers 50 000 Franken. Denn die Behörden hatten Lilias biologische Mutter zwar bald ausfindig gemacht, doch es dauerte achteinhalb Monate, bis sie sie dazu überreden konnten, ihre Tochter in der Schweiz abzuholen. In Lilias Heimat schien niemand das Kind zu vermissen.

Es folgte ein jahrelanger Prozess mit mehreren Revisionen. Stets legte die Staatsanwaltschaft Berufung ein, weil ihr das Urteil zu mild erschien. Entführung sei härter zu bestrafen als Mord, weil die Angehörigen nicht wüssten, ob ihr Kind überhaupt noch lebe, sagte ein Richter in seiner Urteilsbegründung. «Dabei gab es in diesem Fall doch gar keine Geschädigten», sagt Bruno. Dalma und Bruno wurden wegen qualifizierter Freiheitsberaubung und Entführung sowie Erschleichung einer Falschbeurkundung verurteilt. Nach Abzug der Untersuchungshaft blieben für Dalma, die Haupttäterin, 26 Monate übrig, die sie abzusitzen hatte. Bruno, ihr Komplize, kam mit 6 Monaten Halbgefängenschaft davon. Beide erhielten zusätzlich lange bedingte Gefängnisstrafen.

Im Bundesgerichtsurteil heisst es, Bruno sei Dalma «hörig» gewesen, «zumindest aber massiv von ihr abhängig». Bruno, hättest

du Dalma diesen Wahnsinn nicht ausreden können? Du als ihr Ehemann, als Stimme der Vernunft? Erst schweigt Bruno für einige Augenblicke, dann bricht es umso heftiger aus ihm heraus: «Sie drohte, mich zu verlassen, wenn ich ihr nicht helfe, und es einfach allein durchzuziehen. Was wäre dann aus den Buben geworden?» Dalma habe behauptet, es sei ihre Bestimmung, das Kind zu sich zu holen. Manipulativ sei sie, aufbrausend, zuweilen geradezu besessen von einer Sache. «Besessen – nein ...», wehrt sich Dalma, aber es stimme schon, ihre Stimmung unterliege starken Schwankungen. Manchmal jagten sich die Gedanken in ihrem Kopf so sehr, dass sie kaum Schlaf finde, und auch mit depressiven Phasen sei sie vertraut. Bruno, der, als die Buben noch mit am Tisch sass, wie ein Fels in der Brandung wirkte, kann seine Wut nun kaum noch zügeln. Er spricht von Scheidung, sagt, er habe «das dauernde Auf und Ab» satt, «Immer muss ich der Besänftiger sein!». Es ist, als wäre ein Damm gebrochen, um seinem jahrelang aufgestauten Groll Platz zu machen. Unversehens finde ich mich inmitten eines Orkans wieder, den ich mit meinen Fragen ausgelöst habe, im naiven Glauben, Dalma und Bruno hätten diese Fragen längst miteinander geklärt – ein Irrtum. Höchstens ein- oder zweimal hätten sie in den vergangenen sechs Jahren über ihr Delikt geredet, sagt Bruno. «Wir müssen unsere Probleme zu zweit besprechen oder mit einem Paartherapeuten», sagt Dalma beinah flehentlich, «bitte, Bruno, ich lechze nach Gesprächen.» «Nein», knurrt Bruno, «denn dann sprichst wieder nur du, und alles, was ich sage, wird flachgeredet.»

Ihr Mann habe ihr verboten, mit ihm über das Delikt zu sprechen, sagt Dalma, als ich sie das nächste Mal in Hindelbank besuche. «Er verdrängt es und leidet noch immer wie am ersten Tag.» Äusserlich verhalte er sich absolut korrekt, schicke ihr Zigaretten und Telefonkarten, die er von ihrem Ersparten kaufe, doch innerlich platze er beinah vor Wut. «Eigentlich ist er wütend auf sich selbst, doch er projiziert alles auf mich. Ich bin schuld, ich ganz allein. Ich bin die Schuld auf zwei Beinen. Dabei ist er doch ein erwachsener Mann. Er hätte sich mir widersetzen können.»

Glaubst du, ihr könnt diese Krise bewältigen, wenn Bruno nicht mit dir spricht, Dalma? «Ich weiss es nicht», sagt sie. Im Gefängnis habe sie lernen müssen, dass nichts in ihrer Macht

«IM GEFÄNGNIS SIND MIR DIE HÄNDE GEBUNDEN. ALLE PROBLEME BLEIBEN WIE EINGEFROREN»

stehe. «Hier sind mir die Hände gebunden. Alle Probleme bleiben wie eingefroren.»

Doch Dalma sagt auch, wie gut Bruno für die Buben Sorge, wie viel Mühe er sich gebe, sie während ihrer Haft zu ersetzen. «All die Geborgenheit, Liebe und Zeit, die er früher mir widmete, gibt er jetzt den Kindern. Damit kann ich mich arrangieren, denn sie brauchen seine Zuneigung dringender als ich.»

Im Interesse der Kinder erlaubten die Justizbehörden den Eltern, ihre Haftstrafen aufeinander abzustimmen. Im Juni 2014 rückte Bruno ins Gefängnis ein. Da es sich bloss um Halbfangenschaft handelte, war er jeden Morgen zum Frühstück wieder zuhause, ging später zur Arbeit und fuhr gegen 19 Uhr zurück ins Gefängnis. Sein Arbeit-geber wusste von der Strafe, doch er kündigte ihm nicht sofort, Bruno verlor seine Stelle in der Bank erst bei der nächsten Entlassungswelle.

Im Januar 2015 trat Dalma ihre Haftstrafe an. Zuvor war die ganze Familie nach Florida in die Ferien gefahren. Dalma hatte sich das so gewünscht. Am Tag an dem sie ins Gefängnis einrücken musste, nahm sie so viel Beruhigungsmittel, dass sie kaum noch etwas fühlte. Sie küsste die Kinder wie immer und sagte: «Wir sehen uns bald.» Dann fuhr Bruno sie nach Bern. Unterwegs hörten sie Radio und schwiegen. Es gab nichts mehr zu sagen.

In Hindelbank ist Dalma eine der wenigen Akademikerinnen unter den 107 inhaftierten Frauen. Manche Gefangene lachten über die «Harmlosigkeit» ihres Delikts, sagt sie, «ich bin hier echt der Softie-Häftling». Die Vollzugsbeamten werfen ihr vor, dass sie sich zu wenig integriere. Doch Dalma will sich gar nicht integrieren. «Ich möchte nicht wie eine dieser Frauen werden, die hier schön und gepflegt ankommen und sich innerhalb eines Monats nach ihrer Inhaftierung der Hoffnungslosigkeit ergeben.» Ihr Ziel ist es, «nicht mit einem Dachschaden rauszukommen».

Also perfektioniert sie ihre Sprachkenntnisse und versucht, die Haft als eine Art Aben-

teuer zu betrachten, als exotische Erfahrung, die ihr Leben bereichern könnte, als Katalysator für ihre übersprudelnde Kreativität. Sie erzählt, wie sie kürzlich mit einem Gefangenentransport zu einer medizinischen Untersuchung gefahren wurde und in einer mit Exkrementen beschmierten Zelle in einem Berner Gefängnis Zwischenstation machen musste. «Ich habe

«ICH DENKE OFT AN SIE, TRÄUME AUCH VON IHR. DA IST NOCH IMMER EINE VERBINDUNG ZWISCHEN UNS»

das Muster meines Jupes angeschaut, damit meine Augen etwas Schönes sehen», sagt sie. Dann nimmt sie einen Fetzen Papier aus der Tasche und liest das Gedicht vor, das sie an diesem tristen Ort geschrieben hat: «Körpersilben, Sternenstaub, Gaumennächte, Rahmgulasch, Hirnragout, Hautfetzen, Nagelrinde ...» Flüchttest du mithilfe deiner Kreativität in eine erträglichere Welt, Dalma? «Ja», sagt sie, «das habe ich schon als kleines Mädchen gelernt. Ich bin unkaputtbar.»

Dalma sagt, sie vermisse ihre Kinder entsetzlich, «aber ich muss diese Gefühle verdrängen, anders ertrage ich es nicht.» Jeden Abend ruft sie den Kleinen an, alle drei Tage spricht sie mit dem Grossen. Es gibt feste Rituale, die unbedingt eingehalten werden müssen. Kai braucht es wie eine tägliche Medizin, dass sie sich exakt mit den Worten «Ich habe dich sehr lieb, Kai» von ihm verabschiedet. Wehe, wenn sie einmal nicht bei der Sache ist, weil es eine Schlange vor der Telefonkabine gibt und eine andere Gefangene zum Aufhören drängt.

Ab Dezember wird sie die letzten Monate ihrer Haft im Arbeitsexternat absitzen dürfen, einer Art Halbfangenschaft, und ihre Stelle wieder antreten. Ihr Chef weiss, wo sie in den vergangenen Jahren war, trotzdem nimmt er sie zurück. Dalma ist sich bewusst, was für ein Glück sie damit hat. Mit ihrer Rückkehr in den Job werde die finanzielle Schiefelage, in die ihre Familie durch ihren Verdienstaustausch und die Arbeitslosigkeit ihres Mannes geraten sei, endlich gelindert, so

hofft sie. Den Kollegen in der Zahnklinik hat sie erzählt, sie nehme ein Sabbatical, um eine Weiterbildung zu absolvieren. Es war eine der vielen Schutzbehauptungen, ohne die eine geordnete Rückkehr in den Alltag wohl nicht möglich wäre.

Denkst du manchmal noch an Lilia, Dalma? «Oft, ich träume auch von ihr.» In ihren Träumen habe sie eine Schuluniform an, wie Dalma sie früher trug, weiss-blau kariert, mit Schürzchen. Sie sei schmutzig und ungepflegt und wisse nicht so richtig, wer Dalma sei, «aber da ist noch immer eine Verbindung zwischen uns». Dalma würde das Mädchen gern finanziell unterstützen, sie denkt darüber nach, es einmal während der Ferien in die Schweiz einzuladen, falls die Behörden es erlauben. Vor vier oder fünf Jahren hat sie in einer Zeitung gelesen, dass es seiner Mutter weggenommen worden sei, weil sie das Kleinkind mitten im Winter nackt ausgezogen und zum Betteln auf die Strasse gelegt habe. Die französischen Behörden hätten die Mutter wegen dieses und anderer Vorkommnisse des Landes verwiesen, sagt sie.

Ich zeige Dalma einen Zeitungsartikel, der im vergangenen Jahr bei einer osteuropäischen Online-Zeitung erschienen ist. Der Autor hatte das damals 6-jährige Mädchen in einer heruntergekommenen Roma-Siedlung aufgespürt. Die Mutter traf der Journalist dort nicht an, stattdessen jedoch einen jungen Mann, der behauptete, der Vater zu sein. Über die Lebensumstände seiner Tochter mochte er keine Auskunft geben. Gesprächiger zeigte sich der Gemeinde-Sozialarbeiter, der sagte, die Familie wohne noch immer in Frankreich, keiner wisse, wovon sie dort lebe. Von Zeit zu Zeit komme sie für einige Monate zurück in die Heimat und beziehe dort Sozialhilfegelder.

Hätte Lilia bei Dalma und Bruno nicht ein schöneres, leichteres, behüteteres Leben gehabt? Würde sie überhaupt noch leben, wenn Dalma den verwahrlosten Säugling nicht entführt und aufgepäppelt hätte? «Ich habe meine Strafe verdient», sagt Dalma. «Der Prozess ist hundertprozentig korrekt abgelaufen», sagt auch Bruno. Doch Recht ist eben nicht immer auch gerecht. Zumindest nicht für die verletzlichste Figur in diesem Drama: Lilia.

Der Zürcher Journalistenpreis 2017

wird

Daniel Ryser

für seinen Artikel

Die Dschihadisten von Bümpliz

erschienen in der WOZ Die Wochenzeitung
vom 25. August 2016

verliehen.

Zürich, 16. Mai 2017

Die Jury:

Hannes Britschgi

Susan Boos

Hansi Voigt

Lisa Feldmann

Lisa Feldmann

Alain Zucker

Preisträger



Daniel Ryser

Daniel Ryser absolvierte Volontariat und erste Redaktionsjahre ab 2001 beim «St. Galler Tagblatt». Ab 2005 arbeitete er für die «Wochenzeitung» und wurde 2007 für ein Interview mit dem Fussballer Ivan Ergic mit dem Zürcher Journalistenpreis ausgezeichnet. 2010 erschien von Ryser im Zürcher Echtzeit-Verlag «Feld – Wald – Wiese. Hooligans in Zürich», «Rysers Riesenreportage», wie der «Tages-Anzeiger» titelte. Er arbeitete ab 2011 als Reporter beim «Magazin» und publizierte in dieser Zeit die offizielle Biografie von Yello sowie im Münchner Verlag Heyne Hardcore «Deutschland muss sterben», ein Buch über die Hamburger Punkszene beziehungsweise die Band Slime, die berühmt geworden war durch kontroverse Songs und Randalen. Der «Spiegel» schrieb, «gelungen ist das Buch aber auch, weil es kein Punk-Nerd-Spezialisten-Werk wurde, sondern locker und zugänglich von den Rebellions-Möglichkeiten in der BRD erzählt.» Nach drei Jahren verliess Ryser das «Magazin», um im Zürcher Musikclub «Helsinki» an der Tür zu arbeiten und in Fribourg Zeitgeschichte zu studieren. Seit 2014 schreibt Ryser wieder für die «Wochenzeitung». 2016 wurde er vom Magazin «Schweizer Journalist» zuerst zum «Rechercheur des Jahres» und dann zum «Journalisten des Jahres» gewählt. Ryser lebt seit zwölf Jahren im Kreis 4 in Zürich.

Laudatio

Laudatio für Daniel Ryser
von Hansi Voigt

Illi ist ein radikaler Typ. Bei christlichen Pflegeeltern reift der kleine Patrik zum veritablen Jesus-Fundi heran. Der feste Glaube weicht der nächsten Mission: als Veranstalter von Techno-Partys massiv Geld zu verdienen. Eine Veranstaltung in Schaffhausen wird zum Debakel. Das Publikum war da, aber die Abendkasse war weg. Der Verdacht fällt auf Illi. Der heutige Mann des Glaubens musste jedenfalls trotz gemietetem Rottweiler vor seinen Gläubigern flüchten. Eine politische Heimat findet Illi, der heute von Bümpliz aus die Schweiz in ein Kalifat verwandeln will, lange auf der ganz rechten Seite. In der Auns wettet er mit SVP-Lukas Reimann gegen die Uno, im Internet hetzt er gegen Juden und Ausländer. Doch irgendwann konvertiert er. Vom rechten Rand zum radikalen Islam. Ab da gilt Illi als gefährlich. Die Polizei sucht bei ihm nach Sprengstoff, findet aber vor allem verbotene Pornos. Den Durchbruch zur medialen Hassfigur schafft Illi im Zug der Minarettinitiative, die sein Ex-Auns-Kumpel Reimann vors Volk bringt. Illi hat als Antwort auf die Initiative den Islamischen Zentralrat gegründet. Zu dem Zentralrat bekennt sich zwar kein halbes Prozent der 400000 Muslime in der Schweiz, er hat aber mehr Medienpräsenz als alle anderen muslimischen Organisationen zusammen. Mit über 3000 Erwähnungen in der Schweizer Mediendatenbank wird Illi zum festen Inventar der medialen und politischen Angst- und Hassbewirtschaftung und dadurch zum politischen Faktor. Reimanns Minarettinitiative wird angenommen.

Die Leichtigkeit, mit der Daniel Ryser die Hülle des Islamisten Qasim entfernt und den Weg

zum Wirrkopf Illi findet und beschreibt, ist grosse Erzählkunst und eine erteilte Medienlektion. Denn wer nach 3000 vorangehenden Artikeln den Islamisten Illi gefürchtet hatte, empfindet nach Rysers Spurensuche eher Mitleid und man fragt sich, weshalb diese Hassfigur nicht schon längst mit Humor erledigt wurde. Jedenfalls wünscht man sich von ganzem Herzen, dass zum Dschihadisten von Bümpliz für lange Zeit alles gesagt und geschrieben ist. Nur schon dafür verdient Daniel Ryser den Zürcher Journalistenpreis.

DIE DSCHIHADISTEN VON BÜMPLIZ

QAASIM ILLI UND DER ISLAMISCHE ZENTRALRAT

Erschienen am 25. August 2016

Qaasim Illi ist der Anführer des Islamischen Zentralrats, einer Gruppe junger Männer und Frauen, die von Bern Bümpliz aus versuchen, die Schweiz in ein Kalifat zu verwandeln. Illi – früher ein Jesus Freak, dann Mitstreiter des heutigen Auns-Präsidenten Lukas Reimann – führt ein Leben als Dschihad-Jetsetter, wurde wochenlang in einem Keller des libanesischen Geheimdiensts festgehalten und behauptet heute, Prävention gegen den Islamischen Staat (IS) zu betreiben. Begegnungen mit einer Figur voller Widersprüche, auf der Suche nach Antworten auf die Frage, wie gefährlich Illi und der Zentralrat wirklich sind.

Von Daniel Ryser

Gerade waren in Paris über hundert Menschen von islamistischen Terroristen ermordet worden, und immer, wenn so etwas passierte, klingelte bei Qaasim Illi das Telefon, und die Journalistinnen und Journalisten fragten ihn, ob er sich von den Morden distanzieren sollte, er selbst habe ja nicht geschossen, und zur Gewalt aufgerufen habe er auch nicht.

Eines wurde immer wieder von neuem klar: dass es Qaasim Illi und dem kleinen Verein mit dem grossen Namen – Islamischer Zentralrat – gelang, mehr Medienaufmerksamkeit zu erhalten als alle anderen muslimischen Vereine zusammen. Gerade einmal 0,5 Prozent der rund 400 000 Schweizer MuslimInnen vertritt der Islamische Zentralrat (IZRS), dessen Sprecher Illi ist. Seine Mitglieder waren vom Genfer Islamwissenschaftler Tariq Ramadan als «Sektierer ohne Basis» bezeichnet worden. Und trotzdem: Im Rahmen des Abstimmungskampfs gegen die Minarettinitiative 2009 gegründet, verzeichnete der Zentralrat im Frühling 2016 in der Schweizer Mediendatenbank über 3300 Erwähnungen. Als Qaasim Illi nach dem Anschlag auf «Charlie Hebdo» im Januar 2015 in die «Arena» des Schweizer Fernsehens geladen worden war, nannte ihn die NZZ einen «talentierten Medienstrategen», der wegen der Angriffe von links und rechts «fast schon Mitleid weckte»: «Seit langem versuchen Journalisten, die IZRS-Vertreter aufs

Glatteis zu locken und diese des Extremismus zu überführen. Es ist ihnen bisher nicht gelungen. Die IZRS-Leute steuern geschickt zwischen den Klippen hindurch. Sie distanzieren sich von Gewalt, reden gleichzeitig aber so, dass sie militantere Milieus nicht verschrecken.»

Wo steht Qaasim Illi, Sprecher des Islamischen Zentralrats, wirklich? Wie weit ist er bereit zu gehen für den Traum eines Kalifats, eines islamischen Herrschaftsreichs? Würde er Mördern mit Kalaschnikows den Weg weisen an jene Orte in Schweizer Städten, wo sich an einem Freitagabend die meisten Ungläubigen versammeln? Will er die Schweiz in ein Kalifat verwandeln? Wenige Tage nach den Anschlägen in Paris im November 2015 entschied ich mich, das herauszufinden. Ich schrieb ihm ein E-Mail. Er antwortete am selben Tag. Wir trafen uns.

Ein Schweizer Salafist im libanesischen Folterkeller

Bewunderung für einen syrischen Kriegsverbrecher

Der Dschihad und Kurt Imhof

Was ihm vermutlich das Leben rettete, stand im Widerspruch zu seinen politischen und religiösen Überzeugungen. *Als die Schweizer Stimmbevölkerung am 29. November 2009 die Minarettinitiative annahm, steckte Qaasim Illi in einem Foltergefängnis im Libanon.* Er berief sich angesichts seiner Lage auf seinen Schweizer Pass und die Europäische Menschenrechtskonvention, er berief sich auf ebendiese von Menschen verfassten Papiere, Grenzzlinien und Paragraphen, die er verachtete und aufheben und durch die Scharia ersetzen wollte. Doch damals kamen sie ihm gelegen. Er sagte: «Ich bin Schweizer Bürger, und Sie verständigen sofort meine Botschaft!» Man sagte ihm, dies hier sei nicht Europa, dies sei der Libanon, und für einen wie ihn werde hier gar niemand verständigt.

Zwei Wochen zuvor war Qaasim Illi von Kairo, einer Stadt, die er gut kannte, weil er dort während seines Studiums der Islamwissenschaft 2006 ein Austauschjahr verbracht hatte, in den Libanon gereist. Um, wie er sagte, das Land in seinen Dimensionen

zu erfassen und um ein palästinensisches Flüchtlingslager zu besuchen. Der Libanon aber war nicht der geeignete Ort, um in der für radikale Islamisten üblichen Kleidung an das Tor eines palästinensischen Flüchtlingslagers zu klopfen. Regelmässig kam es in den Lagern zu tödlichen Kämpfen zwischen islamistischen Gruppen und den Sicherheitskräften der Fatah sowie der libanesischen Armee. Die Auseinandersetzungen forderten Dutzende Tote, und immer wieder fand man Leichen von Islamisten in Strassengraben, die Körper übersät mit Brandwunden von Zigaretten. Aber genau das machte Illi: Er klopfte ans Tor des Flüchtlingslagers al-Beddawi. Ein Schweizer Salafist in Hisbollah-Land. Viel Glück damit.

«Ich weiss nicht mehr, was ich mir dabei dachte», sagte Illi, als er mir bei einem unserer Treffen das zehneitige Gedankenprotokoll seiner Haft aushändigte, das er damals verfasst hatte. «Ich bin Islamwissenschaftler, ich wollte wahrscheinlich einfach einen Augenschein nehmen. Zudem fühlte ich mich schon immer den Palästinensern verbunden.»

Vielleicht hätte er noch umdrehen können, als man ihn ins Büro des Sicherheitschefs führte und er dort, auf dessen Bürotisch, ein Buch über die Kämpfe zwischen der libanesischen Armee und der sunnitischen radikal-islamischen Untergrundorganisation Fatah al-Islam entdeckte, die zwei Jahre zuvor im nahe gelegenen Flüchtlingslager Nahr al-Bared stattgefunden hatten. Kämpfe, bei denen über 300 Menschen getötet worden waren und das Lager, in dem 30 000 Menschen lebten, komplett zerstört worden war. Doch wahrscheinlich war es zum Umdrehen längst zu spät. Denn die palästinensischen Sicherheitskräfte hielten Qaasim Illi, geboren 1982 in Schaffhausen als Patric Jerome Illi, Bürger von Bonstetten im Kanton Zürich, für einen Agenten von al-Kaida.

Als Qaasim Illi wieder wusste, wie ihm geschah, sass er gefesselt und mit verbundenen Augen in einem Militärjeep, der mit übersetzter Geschwindigkeit Richtung Beirut raste. Man brachte ihn in den Keller des Innenministeriums und warf ihn in eine Tag und Nacht hell erleuchtete Zelle. Dem ersten Verhör folgten Dutzende weitere. Im Gedankenprotokoll schrieb Illi: «Eine Stimme hinter mir schlug dem



Abdel Azziz Qaasim Illi an einer Veranstaltung von 30. April 2016.

KEYSTONE/Peter Schneider

Untersuchungsbeamten vor, mich mit einer Peitsche gefügig zu machen. Eine dritte Stimme lehnte energisch ab mit Verweis auf meine Nationalität. Der Untersuchungsbeamte erklärte mir dann, dass ich hier keine Rechte hätte. Ich würde in europäischen Kategorien denken, davon müsse ich mich verabschieden. Ich sei äusserst verdächtig, und wenn ich hier jemals wieder rauskommen wolle, müsse ich kooperieren. Kein Mensch wisse, wo ich sei, dafür sei gesorgt. Die Schweizer Botschaft werde Wochen brauchen, mich zu finden.»

Er sass zehn Tage in Einzelhaft. Der Hofgang wurde ihm verweigert, zum Essen gab es verfaulte Kartoffeln. Tagsüber betete Illi, nachts hörte er Schreie aus dem Zellentrakt. Man sagte ihm, man habe auf seinem beschlagnahmten Laptop Fotos aus seinem alten Leben gefunden. Fotos von Partys mit Frauen und Alkohol. Er sei doch so ein hübscher Junge gewesen. Warum habe er das bloss alles weggeworfen?

Was ihn dann rettete, war nicht Allah. Was ihn rettete, war eine junge Frau aus England. Am 1. Dezember 2009 stand die Mitarbeiterin

des Internationalen Roten Kreuzes frühmorgens in seiner Zelle. Hinter ihr bauten sich der Gefängnisdirektor und zwei Wachen auf. Illi flehte die Frau auf Englisch an: Er sei ein Schweizer Bürger, sie müsse umgehend seine Botschaft verständigen, er werde hier ohne Gerichtsbeschluss festgehalten. Doch die Frau ging nicht darauf ein. Zu tun, was er von ihr verlange, sei ihr nicht gestattet. Sie dürfe nur die Situation der Gefangenen protokollieren. Jetzt überfiel ihn Panik. Er sagte: «Was Sie dürfen und was nicht, das ist die eine Sache, was Sie tun, ist eine ganz andere. Sie sind Britin, und ich bin Schweizer, also machen Sie bitte, was ich Ihnen sage. Ich würde für Sie dasselbe tun.» Die junge Frau schien von der innereuropäischen Verbrüderung in diesem muslimischen Land nichts wissen zu wollen. Sie schüttelte schweigend den Kopf – und informierte später doch die Schweizer Botschaft. Eine Quelle im Aussenministerium in Bern bestätigt das: «Wir mussten Qaasim Illi damals in Beirut konsularischen Schutz gewähren.» Nachdem sich die Schweizer Botschaft eingeschaltet hatte, sprach ihn ein Richter vom Vorwurf der Spionage frei.

Zwei Wochen später, am 19. Dezember 2009, sass Qaasim Illi an Bord einer Nachtmaschine der Middle East Airlines nach Genf.

In einem kleinen Büro in Bern Bümpliz, das nur per Fingerabdruckscan betreten werden kann, eine Etage über den Räumlichkeiten der Regionalen Arbeitsvermittlung, arbeiteten an einem grauen Nachmittage im Dezember 2015 junge Frauen und Männer daran, die Schweiz in ein Kalifat zu verwandeln. Draussen vor der Tür ein Autofriedhof, von der Sonne verbliebene Fassaden von alten Bürogebäuden, kleine Industriebuden, die schon bessere Zeiten gesehen haben, Büros, die Teilzeitarbeit vermitteln, und ein Puff. Bümpliz ist nicht gerade das, was man sich unter einem Kalifat vorstellt.

Es war mein erstes Treffen mit Qaasim Illi. Im Eingangsbereich begrüsst mich eine junge Frau in einem schwarzen Kleid und mit Kopftuch. Sie stellte sich als Ferah Ulucay vor. Ulucay ist die Generalsekretärin des Vereins. Sie stammt aus einer kurdischen Familie. Ihre Mutter war als PKK-Kämpferin in die Schweiz geflüchtet. Es hiess, sie habe einen Herzinfarkt erlitten, nachdem ihre Teenagertochter wegen eines Mannes Salafistin geworden sei.

Auf jeden Fall hatte ihr Vater ihr die Faust ins Gesicht geschlagen, nachdem sie ihm als Siebzehnjährige gebeichtet hatte, dass sie einen achtzehnjährigen Konvertiten nach islamischem Recht geheiratet hatte.

Kürzlich hatte Ulucay den Solothurner SVP-Nationalrat Walter Wobmann, der nach dem Erfolg mit dem Minarettverbot nun für ein Verschleierungsverbot kämpfte, in der «Aargauer Zeitung» mit dem IS verglichen: «Der Islamische Staat unterdrückt und diskriminiert in seiner Region die Minderheiten – so wie die Islamophobie-Personen rund um Walter Wobmann. Je mehr man die Bewegungsfreiheit der Muslime einengt, umso radikaler können sie werden und umso eher gehen sie zum Islamischen Staat.»

Ferah Ulucay bat mich freundlich, mein Smartphone in einen kleinen Stahlkoffer zu legen, der auf der Innenseite mit einer seltsamen goldig schimmernden Folie ausgekleidet war. Sie schloss den Deckel und erklärte, dass der Koffer strahlungssicher sei, um zu verhindern, dass irgendwer mein Smartphone in ein Abhörgerät verwandle. Weiter unten standen die Arbeitslosen vor dem Eingang und warteten auf ihren Termin bei der Arbeitsvermittlung.

Ulucay legte ihren Daumen auf den Scanner. Der begann grün zu leuchten, und die Glasschiebetür öffnete sich. Auf der Tür stand in weissen Buchstaben «Restricted Area», «Zutritt nur für Berechtigte». Qaasim Illi kam aus einem der vier Zimmer gesprungen, schüttelte mir freudig die Hand und sagte in grellem Schaffhauser Dialekt, dass es wunderbar sei, dass ich gekommen sei, und mir fiel nichts anderes ein, als zu sagen, dass auch ich es wunderbar finde, und wir lächelten uns an, und Ferah Ulucay brachte Tee und Kaffee.

«Sie wissen ja, wie das ist», entschuldigte sich Illi dafür, dass ich mein Smartphone hatte abgeben müssen. Ich wusste nicht, wie das ist, also erklärte er es mir: Immer wieder müsse er Dinge über sich in der Zeitung lesen, die nirgendwo in Ermittlungsakten auftauchten, und deshalb sei klar, dass der Zentralrat erstens vom Schweizerischen Nachrichtendienst des Bunds abgehört werde, und zweitens gebe der Dienst diese Informationen dann an die Presse weiter: «Vertrauliche Informationen aus der Verwaltung landen auf dem Tisch von gewissen Journalisten»,

sagte er und schüttelte fast ein bisschen traurig den Kopf, als wolle er damit sagen, dass es wirklich schade sei, wie die Welt und ihre Werte zugrunde gingen.

Während Illi redete, bestaunte ich seine imposante Bücherwand. Vom Boden bis zur Decke stapelten sich religiöse Schriften auf Deutsch und Arabisch, politische Werke zum Nahen Osten, zu Palästina und Israel, Arafat-Biografien, die gesammelten Strategiepapiere von al-Kaida, Franz Fanons «Die Verdammten dieser Erde», Amnon Rubinstein «Geschichte des Zionismus», der Koran in mehreren Ausführungen sowie das Gesamtwerk des homosexuellen französischen Philosophen Michel Foucault.

Zwei Sonntagszeitungen lagen auf dem Tisch. Es waren aktuelle Ausgaben im Nachgang zu den Pariser Anschlägen. In beiden Zeitungen hatte es der Zentralrat auf die Frontseite geschafft: «Ist der Islamische Zentralrat eine Sex-Sekte?», fragte die «Schweiz am Sonntag». Als Zeugin trat im Artikel eine Frau auf, die «aus Angst vor Repressalien anonym bleiben will». Sie sagte: «Es gibt Frauen, die werden im Zentralrat nach islamischem Ritus von einem zum anderen weitergereicht. (...) Der Islam wird als Instrument benutzt, um wie in einer Sekte Frauen abhängig und gefügig zu machen.» Die «SonntagsZeitung» brauchte keine Fragezeichen mehr für ihre Schlagzeile: «Berner IZRS-Mann trifft Topterroristen in Syrien». Qaasim Illi betrachtete den Umgang mit Medien wie einen Judokampf: Je stärker die gesamte Medienlandschaft auf den Zentralrat einprügelte, desto stärker war in seinen Augen dessen Strahlkraft auf Jugendliche. «*Stellen Sie sich vor*», sagte Illi, «*die Presse würde schreiben, dass der Zentralrat wunderbare Integrationsarbeit leistet – unsere Mitglieder würden schreiend davonrennen*. Und sowieso: All die schlechten Schlagzeilen lassen mich kalt. Mich kümmern einzig die Worte Allahs.»

Also kümmerte Illi auch die Schlagzeile der «SonntagsZeitung» nicht, wonach sein Vorstandskollege, der 24-jährige Berner Naim Cherni, kürzlich nicht nur nach Syrien gereist war, um im Rahmen einer Wohltätigkeitsaktion des Zentralrats 237 Schafe kaufen, schlachten und an die Bevölkerung verteilen zu lassen, sondern auch, um einen Mann namens Abdullah al-Muhaysini zu treffen und über diesen einen Film zu drehen. Muhay-

sini war einer der Anführer der 10 000 Mann starken radikalislamischen Rebellengruppe Dschaisch al-Fatah, zu der auch die Al-Nusra-Front gehört, die laut dem Journalisten Seymour Hersh über das Nervengas Sarin verfügt. Die «SonntagsZeitung» hatte den Artikel mit einem Bild von Muhaysini geschmückt, das zeigt, wie er einen Selbstmordattentäter umarmt und küsst, bevor dieser loszieht, um sich in die Luft zu sprengen.

Inzwischen hatte sich in «20 Minuten» ein Strafrechtsprofessor zitieren lassen, der bereits Teile des Films gesehen hatte: Es handele sich wahrscheinlich um Terrorpropaganda. Darauf stehen in der Schweiz bis zu fünf Jahre Haft. Die Bundesanwaltschaft, sagte der Strafrechtsprofessor, müsse sich der Sache annehmen.

«Ich bin studierter Islamwissenschaftler», sagte Illi in seinem Büro knapp. «Es stand für mich aus wissenschaftlichen Gründen ausser Frage, dass Naim Cherni die Einladung anzunehmen hat, wenn sich die Möglichkeit bietet, eine aussergewöhnliche Persönlichkeit wie Abdullah al-Muhaysini zu treffen. Sie werden sehen: Der Film ist rein journalistischer Natur.»

Als wir in seinem Büro sassen, war Illi gerade dabei, ein Interview ins Netz zu stellen, das er produziert hatte. Es war ein Gespräch mit Nicolas Blancho, dem Präsidenten des Zentralrats. Blancho nannte darin den von Naim Cherni interviewten Rebellenführer Muhaysini einen «Brückenbauer zwischen den Rebellen», «den der IS unbedingt beseitigen will». Als der Interviewer, ebenfalls ein Mitglied des Zentralrats, einwarf, die Schweizer Presse werde Muhaysini ja sicherlich einfach einen Dschihadisten nennen, antwortete Blancho: «Wie dies schon der verstorbene Medienwissenschaftler Kurt Imhof wieder und wieder betonte: Vielen Journalisten fehlt heute das nötige religiöse Grundwissen im Allgemeinen und Wissen über den Islam im Besonderen.»

Kurt Imhof und der Dschihad. Abdullah al-Muhaysini, der Brückenbauer. Man brauche kein Islamexperte zu sein, um zu wissen, dass sich Abdullah al-Muhaysini in Syrien wahrscheinlich schwerer Kriegsverbrechen schuldig gemacht hatte. Joshua Landis, Syrienexperte und Vorsteher des Zentrums für Islamwissenschaften an der Universität von Oklahoma, nannte ihn

in seinem Blog «eine zentrale Figur im islamistischen Aufstand in Syrien, der in der dschihadistisch-salafistischen Landschaft sehr verehrt wird». Landis postete Fotos von Muhaysini, die ihn mit einer Kalaschnikow in der Hand neben einem gefangenen syrischen Piloten zeigten – vor einer Flagge der Al-Nusra-Front, auf der auch die Insignien von al-Kaida zu sehen waren. Auf einem weiteren Bild hielt Muhaysini eine Rede vor gefesselten Soldaten. Es waren Bilder vom syrischen Luftwaffenstützpunkt Abu-Duhur, der bekannt wurde, als Dschihadisten dort, nachdem sie den Stützpunkt am 9. September 2015 eingenommen hatten, 56 gefangene Soldaten der syrischen Armee hinrichteten. Offensichtlich stammten die Bilder Muhaysinis von jenem Tag. Joshua Landis dokumentierte, wie Muhaysini die Gefangenen als Ungläubige bezeichnete, als Unterstützer der verhassten Schiiten. «Kein Zweifel», sagte Muhaysini, «wer auch immer Blut vergiesst, dessen Blut wird ebenfalls vergossen.» Wenige Tage nach diesen Worten verbreitete Muhaysinis Gruppe auf sozialen Medien die Bilder der hingerichteten Soldaten.

Das alles sagte ich Illi, aber er schüttelte bloss den Kopf. «Sie haben nicht das Recht, als Nichtmuslim so über Muhaysini zu urteilen», sagte er. «*Glauben Sie, ein angepasster, westlichter Imam, von denen wir hier zur Genüge haben, kann Jugendliche davon abhalten, zum Islamischen Staat zu gehen?* Nein, das schafft nur einer mit der Glaubwürdigkeit eines Muhaysini. Männer wie er entscheiden den Kampf gegen den Islamischen Staat.» Wir schwiegen uns eine Weile an. Die unangenehme Stille wurde von Nicolas Blancho unterbrochen, der mit einem euphorischen «Guten Abend allerseits!» den Gang herabgestürzt kam.

Der Film von Naim Cherni trägt den Titel «Die wahrhaftige Morgendämmerung – Meine Reise an die Front gegen den IS». Die Premiere sollte in Winterthur stattfinden. «Und zwar schon übermorgen», sagte Illi mit dem Grinsen eines gerissenen Provokateurs, der genau wusste, was diese Ankündigung auslösen würde.

In den zwei Wochen vor meinem Besuch bei Illi hatten die «Weltwoche» und der «SonntagsBlick» im Nachgang zu den Anschlägen in Paris berichtet, dass es in Winterthur einen Ableger des Islamischen

Staats gebe. Mehrere junge Menschen waren aus der einstigen Industriestadt nach Syrien in den Krieg gezogen, zwei von ihnen waren dabei getötet worden. Und in einer Winterthurer Moschee solle es einen geheimen Raum geben, wo Hass gepredigt werde, berichtete der freischaffende Kriegsreporter Kurt Pelda in der «Weltwoche». In Winterthur also wollte der Islamische Zentralrat die Premiere seiner Terrorpropaganda feiern. Ich konnte die kilometerhohen Schlagzeilen schon vor mir sehen: «Winterthur, Dschihad-City!»

Illi drückte mir die Einladung in die Hand. Darauf stand: «Der 24-jährige Berner Naim Cherni hat sich dorthin begeben, wo der IS keine Begeisterung mehr auszulösen vermag, sondern auf erbitterten Widerstand stösst. Widerstand nicht etwa vonseiten der USA oder Frankreichs, sondern von islamischen Rebellen, die der Idee eines islamischen Staats ganz und gar nicht abgeneigt sind.» An der Premiere, so entnahm ich dem Flyer, sollte es zudem ein Gespräch mit Naim Cherni geben und einen Vortrag von Nicolas Blancho, dem selbsternannten Scheich aus Biel, sowie eine Spendengala für Syrien mit «Bruder Blerim» und ein Kuchenbuffet. Illi überreichte mir seine Visitenkarte: «Wir müssen die Sicherheitsvorkehrungen ein wenig verstärken. Wenn Sie am Eingang Probleme haben, zeigen Sie die, und sagen Sie den Leuten, sie sollen mich rufen.» Auf Illis Visitenkarte waren die Umrisszeichnungen der Schweiz zu erkennen, auf grünem Grund, der Farbe des Propheten.

Ich fragte ihn, ob er eigentlich schon einmal in der Gegend gewesen sei, die der Islamische Staat als Kalifat bezeichnete. «Selbst wenn dem so wäre, würde ich Ihnen die Frage nicht beantworten», sagte Illi. Der Schweizer Nachrichtendienst wüsste das ja sowieso, antwortete ich. «Da wäre ich mir nicht so sicher», sagte er. «Überschätzen Sie den Schweizer Geheimdienst nicht. Die können nicht alles wissen, vor allem dann nicht, wenn man Hilfe vom türkischen Geheimdienst hat.» Er lächelte. Er schwieg. Er genoss meinen irritierten Blick.

Illi blickte auf die Uhr. Es war 17 Uhr und somit Zeit für das Gebet. Er sagte: «Wenn Sie über uns schreiben wollen, dann müssen Sie respektieren, dass es schwarze Löcher gibt.»

Drohungen des Islamischen Staats in Winterthur

Kritische Blicke des salafistischen Sicherheitsteam

Im Pick-up-Truck durch den Vielfrontenkrieg

Das Hotel Römertor in Oberwinterthur, ein Dreisternehotel mit dem einladenden Charme eines Atomschutzbunkers, hat seine besten Zeiten längst hinter sich. Hier fand zwei Tage nach meinem Besuch in Bern Bümpliz die Premiere von «Die wahrhaftige Morgendämmerung» statt. Am Mittag war an die Medien durchgesickert, dass die Veranstaltung irgendwo in Winterthur stattfinden würde, und die Empörung hatte nicht auf sich warten lassen. PolitikerInnen und MuslimInnen forderten einen Stopp der Veranstaltung. Winterthur dürfe nicht zum Zentrum der Dschihadistenszene werden.

Im Festsaal stellten Hotelangestellte Stühle für die 200 erwarteten Premierengäste auf und auf einen langen Tisch eine Reihe Evian-Flaschen. Auf der Bühne war bereits eine riesige Leinwand installiert. Qaasim Illi und eine komplett verhüllte Technikerin kämpften eine Stunde vor Premierbeginn mit dem Macbook, mit dem der Film via Youtube gezeigt werden sollte. Die Verbindung zum Beamer wollte einfach nicht klappen. Eine andere Frau mit einem Nikab, einem Schleier, der nur die Augen frei lässt, sass neben ihnen, ein Baby auf dem Arm, und nippte an einer Cola Zero, und Nicolas Blancho erkundigte sich nach dem WLAN-Passwort.

Draussen, in fünfzig Metern Entfernung, standen zwei zivile Beamte der Stadtpolizei Winterthur und beobachteten den Eingang zum Festsaal. Als ich eine Runde ums Gebäude drehte, kontrollierten sie mich. «Sie sind Journalist? Und Sie können da einfach reingehen?», fragte einer der Beamten. Er schüttelenden Kopf und fragte gleich weiter: «Sympathisieren Sie denn mit den Ideen dieser Leute?» Der zweite Polizist gab mir meinen Ausweis zurück und fragte: «Bei diesem Anlass geht es in erster Linie um Dschihadrekrutierung, oder?»

«Ich denke, es geht in erster Linie darum, den Film zu zeigen», sagte ich. Ein Mann, der die Kontrolle von weitem beobachtet hatte,

stliess zu unserer ziemlich ratlosen Versammlung und fragte, wo eigentlich die Antifa sei, wenn man sie einmal brauche. Die beiden Polizisten ignorierten das und blickten schweigend zu Boden. Ich ging zurück in den Festsaal.

Vor dem Saaleingang patrouillierten schwarz gekleidete bärtige Männer. Der Islamische Zentralrat verfügt über eigenes Sicherheitspersonal von einem Dutzend Leuten, die meisten aus kosovo-albanischen Familien, wo die muslimische Glaubenszugehörigkeit keine besonders grosse Rolle spielte. Der Kopf des salafistischen Sicherheitsteams arbeitet als Wirtschaftsprüfer bei Pricewaterhouse Coopers in Zürich. «Ich wuchs in einer muslimischen Familie auf», sagte er mir später. «Wie meine Eltern interessierte ich mich leider lange nicht für Religion. Das änderte sich, Allah sei Dank, vor ein paar Jahren.» Einer seiner Leute stoppte mich. Ich zeigte ihm Illis Visitenkarte, und er liess mich hinein.

Der Saal war inzwischen recht gut gefüllt. Er war in zwei Hälften geteilt: Rechts sass die Frauen, links die Männer. Im hinteren Teil, auf einem ungeheuer langen Tisch, stand das Kuchenbuffet, daneben Küchengeräte und Stereoanlagen und Radiowecker für Bruder Blerims Versteigerung. Ich setzte mich zwischen ein paar albanische Jugendliche, die auf ihren Smartphones herumtippten und sich über Fitnessstudios unterhielten. Irgendwann erhoben sie sich, um mit den älteren männlichen Gästen in einer Ecke des Saals zu beten. Es sollte sich an anderen Treffen verdeutlichen: Die Bindungen, die der Zentralrat in der Schweiz aufgebaut hatte, bestanden vor allem zu Leuten jeden Alters aus dem Kosovo sowie aus Bosnien.

Das hat zum einen wohl demografische Gründe: Der grösste Teil der MuslimInnen in der Schweiz ist türkischer oder bosnischer Herkunft. Zum anderen hatte der Kosovokrieg 1999 in der Region zum Erstarken des Salafismus geführt. Wahhabiten und Salafisten aus Saudi-Arabien hatten das staatliche Vakuum der Nachkriegszeit genutzt, um im Kosovo Geld in Moscheen und in die Ausbildung von Imamen zu stecken und einen radikalen Islam zu verbreiten. Während in der Schweiz die grossen Muslimverbände und die Vorsteher der wichtigen Moscheen die Schweizer Rechtsordnung als höchstes Gut bezeichneten, hatten 2014 mehrere kosovari-

sche Imame zur Teilnahme am Dschihad in Syrien aufgerufen, darunter auch der Imam der Grossmoschee von Pristina. In der arabisch sprechenden Community in der Westschweiz war es dem Zentralrat bisher nicht gelungen, Fuss zu fassen – zu stark waren dort die Muslimbrüder.

Ein Sicherheitsmann wies mich und andere BesucherInnen an, sich in die vorderen Reihen zu setzen, damit der Saal auf den Kameraaufnahmen schön voll wirke. Dann wurde es dunkel, und Qaasim Illi betrat im Scheinwerferlicht die riesige Bühne. Dabei wirkte er trotz seines feierlichen islamischen Gewands, das bis zu seinen Knien reichte, seines langen Barts und seiner Kopfbedeckung nicht wirklich wie ein Salafist, der den Dschihadismus einst als «anspruchsvollsten Gottesdienst» bezeichnet und gefallenen Kämpfern der Kassam-Brigaden den Eintritt in die «höchste Stufe des Paradieses» versprochen hatte, in «Gärten, in denen Milch und Honig fliesst». Eigentlich erinnerte Qaasim Illi mit seinen auffälligen O-Beinen und den schnellen, kleinen Schritten eher an einen lustigen, freundlichen Pinguin.

Illi schnappte sich das Mikrofon, sprach zuerst einige Koranverse auf Arabisch, das er seit seinem Studium in Bern und Kairo fliessend spricht, dann begrüsst er fröhlich und mit einem Seufzer der Erleichterung «meine Geschwister im Islam», wofür er ein kollektives «Allahu akbar» erntete, um dann umgehend, den Blick auf zwei Teleprompter gerichtet, ziemlich emotionslos die Lage in Syrien zu schildern. Seine Worte kamen bei den 150 in Winterthur versammelten Männern und Frauen gut an – man bewunderte seine Rhetorik, man umarmte ihn, küsste ihn. Weil aber 150 Frauen und Männer und Kinder keine Volksbewegung ausmachen, schien der Weg ins Kalifat an diesem Nachmittag noch sehr weit. «Schuld daran sind auch die Medien», sagte Illi, «die immer alles hyperventilierend durcheinanderbringen.» Es folgte eine kurze, aber heftige Tirade gegen den «Medienmainstream», der nicht in der Lage sei, den Mehrwert «unseres sensationellen Dokumentarfilms» anzuerkennen, «den wir hier jetzt dann gleich zeigen werden». Die Leute im Saal nickten, und Illi schaltete via Skype zu «Bruder Naim irgendwo im Ausland».

Das IZRS-Vorstandsmitglied Naim Cherni wirkte via Videoschaltung – vor einem

kargen Hintergrund, an einem Ort im Ausland, den Illi aus irgendwelchen Gründen nicht nennen wollte – fast ein bisschen so, als sei er gerade auf der Flucht. Ich war mir nicht sicher, ob dieser Effekt beabsichtigt war. «Bruder Naim» erklärte via Skype, dass er sich mit seiner «journalistischen Arbeit» zum Ziel gesetzt habe, «gegen die Propaganda beider Seiten» selbst die Kamera in die Hand zu nehmen. Der Film begann dann etwas überraschend vor der Kapellbrücke in Luzern. Hier, in dieser Idylle, teilte Naim dem Filmpublikum mit, habe er den Entschluss gefasst, nach Syrien zu reisen, zu seinen Brüdern, «Allahu akbar».

Der 24-jährige Berner erhielt direkten Zugang zu Kämpfern der radikalislamischen Militärrallianz Dschaisch al-Fatah, zu Kämpfern von al-Kaida und zu saudischen Mudschaheddin, denen er im Film die Hände schützelte, während sie ihn durch Frontstellungen führten und im Hintergrund Schüsse zu hören waren, und nach zwei Minuten sass der junge Berner mit Abdullah al-Muhaysini auf dem Rücksitz eines Toyota-Pick-ups.

Cherni präsentierte Abdullah al-Muhaysini als pragmatischen Führer, der seit der Einnahme der Stadt Idlib im Nordwesten Syriens durch seine Dschaisch al-Fatah mit «Augenmass und Weitsichtigkeit» per Scharia regierte. Der zwar den Alkohol verboten hatte, wie er im Film in einem zerstörten Alkoholgeschäft erklärte, aber die Zigaretten noch nicht, «weil man die Herzen der Menschen nur schrittweise gewinnen kann». Naim Cherni kaufte Muhaysini auf dem Markt eine Aprikose.

Der Film entpuppte sich schnell als Propaganda in einem Konflikt, bei dem es – neben dem Sturz des Assad-Regimes – offenbar in erster Linie um die Deutungshoheit zwischen verschiedenen bewaffneten Islamistengruppen im Irak und in Syrien ging, kurz: zwischen dem Islamischen Staat und allen anderen. Der IZRS stand dabei offensichtlich auf der Seite von allen anderen. «Die sind schlimmer als Assad», sagte irgendwann ein saudischer Mudschahed in die Kamera, während er per Funkgerät einige IS-Kämpfer davon zu überzeugen versuchte, dass sie mit ihrer apokalyptischen Massenmordstrategie den Islam verraten hätten.

Erst jetzt begann ich zu erahnen, dass ich im Hinblick auf die Film Premiere womöglich etwas grundsätzlich falsch verstanden hatte:

dass der Islamische Zentralrat gar nicht, wie das in den Medien umgehend vermutet wurde, Winterthur als Premierenort ausgesucht hatte, um mit jener Szene zu sympathisieren, die dem IS nahestand, sondern um der islamistischen Konkurrenz nicht kampfflos das Feld zu überlassen. Plötzlich wunderte ich mich nicht mehr, warum der Zentralrat ein Aufgebot islamistischer Kampfsportler am Eingang postiert hatte, die stichfeste Westen trugen, Pfefferspray und Funkstecker im Ohr, und die jeden, der in den Saal wollte, mit einem Metalldetektor scannten. Ich wunderte mich nicht mehr über die Worte des Chefs des Polizeipostens Bahnhof Winterthur, der kurz vor Veranstaltungsbeginn am Eingang aufgetaucht war, um die Handnummer des IZRS-Sicherheitschefs in Erfahrung zu bringen, «damit wir wissen, an wen wir uns wenden müssen, wenn es eskaliert». Es erklärte, warum ich als Journalist überhaupt nicht kontrolliert wurde, während junge Muslime sehr gründlich durchsucht wurden, und warum ein muskelbepackter Mann den ganzen Abend lang Nicolas Blancho nicht von der Seite wich: Offenbar hatte dem Islamischen Staat der Film des Islamischen Zentralrats noch weniger gut gefallen als den JournalistInnen der «SonntagsZeitung». Qaasim Illi sagte zu Naim Cherni: «Wir haben wegen deines Films nicht nur Rückmeldung erhalten von Schweizer Medien, wir wurden auf unseren Kanälen von IS-Anhängern regelrecht überfahren, die uns Apostaten nennen, die man töten muss. Hast du jetzt Angst, Naim?»

Gehirnwäsche im evangelikalen Jugendcamp

Die Technoparty und das 100 000-Franken-Debakel

Mit Lukas Reimann und der Auns gegen die Uno

Hitlergruss und ein kleiner Amoklauf in einem Hotelzimmer in Dallas

Die religiöse Radikalisierung von Qaasim Illi begann, als er dreizehn Jahre alt war und noch Patric Illi hiess. Seine Eltern hatten sich scheiden lassen. Es ist ein Kapitel, über

das er nicht gerne spricht. «Mein Vater war das schwarze Schaf der Familie», sagte er bei einem unserer Treffen. «Ich weiss nicht, ob ich ihn einmal nüchtern erlebt habe.» Die Mutter wanderte mit ihrem neuen Freund und Illis jüngerem Bruder von Schaffhausen auf die Philippinen aus, um dort ein Tauchresort aufzubauen. Der junge Patric wollte in der Schweiz bleiben, um die Sekundarschule abschliessen zu können. Er landete in einer Pflegefamilie in Schleithheim am äussersten Zipfel des Kantons Schaffhausen. Seine leiblichen Eltern waren AtheistInnen gewesen und hatten dem Sohn erklärt, Religion sei nur Opium für das Volk. Die Pflegeeltern aber waren Evangelikale, radikale ChristInnen, die sich als bibeltreu verstanden und den Säkularismus ablehnten – die der Kirche den Zehnten zahlten und die acht Kinder und den Pflegesohn jeden Sonntag mit in die Kirche schleppten. «Jetzt geht Ihnen ein Licht auf», sagte Illi zu mir. «Sie denken: ‹Daher hat Illi seinen Knacks!›»

Vor jedem Essen wurde gebetet, und den Sommer verbrachten die Kinder in einem evangelikalen Jugendcamp in Bischofszell im Kanton Thurgau. Dort erklärte ein Prediger im Sommer 1995 den über hundert Kindern und Jugendlichen, dass jeder, der Jesus nicht annehme, in ewiger Verdammnis leben werde. «Die Predigt war beeindruckend aufgebaut, fesselnd, zumindest für ein Kind, und sie erlöste mich von der Angst, in die Hölle zu kommen. Man könnte auch sagen: Die haben mir das Gehirn gewaschen.» Der junge Patric nahm Jesus an. «Es war ein befreiendes Erlebnis. Ich lernte glauben», sagte er. «Nach der Predigt ging ich zum Lagerleiter und sagte: ‹Ja, ich will bekehrt werden. Ich will mich reinigen. Ich will Jesus die Führung in meinem Leben und über die Welt zuerkennen und ihm als Jünger folgen.› Ich wurde ein Jesus Freak.» Der dreizehnjährige Patric Illi verteilte daraufhin mit einem Freund im aargauischen Bremgarten auf der Strasse Jesus-Traktate.

Die Sache mit der Religion vergass er nach dem Abschluss der Sekundarschule, als ihn seine leibliche Mutter auf die Philippinen holte. Illi verdiente sein Geld als Barkeeper, statt Jesus interessierten ihn Frauen, Partys und das Tauchen, und als er ein Jahr später in die Schweiz zurückkehrte, um eine Lehre als Informatiker zu absolvieren, träumte er von einer

Karriere als Technopartyveranstalter. Es waren die späten neunziger Jahre. Techno war überall. Und Illi wurde ein lokaler Partykönig, und zwar unter dem Namen Hardbeat Records, zusammen mit einem Geschäftspartner namens Julien Bien. Bis zu jenem Abend im August 1999: Damals planten Illi und Bien auf dem Winterthurer Sulzer-Areal eine riesige Party namens «Troja 2», «dreizehn Stunden ultimatives Partyfeeling», hiess es auf den Flyern. Es wurden 6000 Leute erwartet. Es kamen 3000. In Schaffhausen nennen sie ihn seither «Schulden-Illi».

Die Lokalzeitung «Schaffhauser Bock» schrieb zwei Wochen später unter dem Titel «Kriminal-Tango statt Techno-Party»:

«Irgendwann im Verlauf des Abends wurde das Gerücht immer lauter, Illi habe mit 100 000 Franken im Sack das Weite gesucht. Julien Bien erlitt einen Nervenzusammenbruch. Ein Darlehensgeber, in Sorge um seinen 55 000-Franken-Einsatz, avisierte die Polizei. Ein Dummkopf verkündete das Gerücht über Lautsprecher mit dem Resultat, dass ein Elektriker Licht und Ton abdrehete. Jetzt brach die Hölle los. DJs und solche, die sich dafür ausgaben, bedienten sich grosszügig am Bargeldhaufen. Frustrierte Besucher liessen ihre Wut an Fensterscheiben und Autos aus. Im allgemeinen Durcheinander wurde, was nicht niet- und nagelfest war, geklaut. Kurz: Laut Illi beläuft sich der Geldschaden auf 200 000 Franken, der Gesamtschaden auf eine halbe Million. Illi übrigens schlief während dieser Zeit im benachbarten noblen Gartenhotel mit 400 Franken Bargeld im Sack sozusagen den Schlaf des Gerechten. Weil der Wecker versagte, erwachte er erst morgens nach 4 Uhr, als die Katastrophe perfekt war. (...) Unangenehm dürfte die ganze weitere Zukunft vor allem für jenen jungen Mann werden, der, weil bereits volljährig, anstelle der unmündigen Jugendlichen die Verträge unterzeichnet hat. Dazu Patric Illi cool: ‹Der ist arbeitslos. Bei dem ist eh nichts zu holen.›»

Am 19. September 1999 schrieb Illi auf der Hardbeat-Website: ‹Hiermit verabschiede ich mich definitiv von Hardbeat Rec./Promotion/Artist Management. Offensichtlich habe ich in dieser Szene versagt und somit eingesehen, dass dafür kein Platz vorhanden ist. Die Firma wird einer neuen, viel kompetente-

ren Führung unterworfen.»

Julien Bien, sein damaliger Partner bei Hardbeat Records und also ein Freund aus Zeiten, als Illi noch kein Islamist war, lebt inzwischen mit Frau und Kindern in Deutschland. Ich rief ihn an. Er sagte, er habe diese Zeit verdrängt. Er habe fast keine guten Erinnerungen an Illi. Dann sprudelte es aus ihm heraus. Bien schien noch immer verletzt zu sein, als wäre damals eine grosse Liebe in die Brüche gegangen.

Illi sei gerissen, mutig und ziemlich skrupellos gewesen, und er habe keinen Aufwand gescheut, um Geld zu sparen, sagte Bien. «Als Partyveranstalter gab er zudem seinen Angestellten ständig sinnlose Aufgaben, bloss um zu sehen, ob sie diese ausführten», sagte er. Für sein Technobusiness, die Produktion von Plakaten und Flyern, habe Illi einmal vor der Laderampe einer UBS-Filiale gewartet, als in neutralen Packungen Drucker und Druckerzubehör geliefert wurden. «Das staubte er ab», sagte Bien. Er habe eine Telefonzelle angezapft, um gratis telefonieren zu können. Und er habe, davon ist Bien nach wie vor überzeugt, mit ihm zusammen eine Technoparty organisiert, um 180 000 Franken abzustauben. «Im Zweifel für den Beschuldigten, das stimmt», sagte Bien. «Aber wer verlässt schon auf dem nächtlichen Höhepunkt seine eigene Party, und das kurz bevor bemerkt wird, dass Unmengen an Geld fehlen? Ich bin nach wie vor überzeugt, dass Illi das mit seiner damaligen Freundin so geplant hatte, und gegenseitig gaben sie sich ein Alibi.»

Als Bien das alles erzählte, klang er nicht verbittert, sondern eher bewundernd, fröhlich fast. Dann erzählte er eine Anekdote, die eine zweite Quelle, die damals mit dabei gewesen war, bestätigte: 1999 besuchten Illi und Julien Bien einen gemeinsamen Freund in den USA. Einerseits habe Illi ständig über die Schwarzen und die Latinos geflucht, andererseits habe er eine allgemeine Menschenverachtung offenbart: «Im 30. Stock des Marriot-Hotels in Dallas öffnete Illi das Fenster und begann, Münzen auf Passanten zu werfen», sagte Bien. «Immer wieder hätte er Leute fast getroffen. Er lachte dabei hämisch. Er hörte erst damit auf, als ich ihn vom Fenster wegzerrete und zu Boden warf.»

Patric Illi habe damals, als Teenager, Adolf

Hitler bewundert. «Immer wieder zeigte er den Hitlergruss, fluchte über Juden und Moslems und Schwarze. Anfangs waren das Sprüche. Aber irgendwann wurde die Sache ernst. Er schien diese Menschen wirklich zu hassen», sagte Bien. «Wenn er von Deutschland sprach, sprach er bewundernd vom Reich, und sein Lieblingswort war ‹Goebbels›. Ich höre es noch heute. Er sagte es immer mit einem langen Zischen am Schluss: Goebelssssssss ...»

Nach der desaströsen Technoparty sei Illi mit seiner damaligen Freundin F. (Name der Redaktion bekannt) auf die Philippinen verreist, um dort Partys zu veranstalten, und als er zurückkehrte, seien dauernd Leute bei ihm aufgetaucht, denen er Geld geschuldet habe, sagte Bien. «Er mietete sich einen Rottweiler. Als ich an die Wohnungstür klopfte, bat er mich hinein. Er war ziemlich nervös. Ich setzte mich auf ein Sofa. Er nahm mir gegenüber auf einem Sessel Platz. Plötzlich sagte er zum Kampfhund: Fass! Der Hund sprang auf mich zu, stoppte im letzten Moment und leckte mein Gesicht. Ich kraulte seinen Bauch. Sie müssen wissen, ich kann es gut mit Hunden. Illi griff nach einem Baseballschläger. Er war wirklich komplett aus dem Häuschen. Ich rannte raus.»

Er halte Illi für einen unreligiösen Menschen, sagte Bien, und trotzdem sei die Verwandlung zum Islamisten nachvollziehbar: «Erstens hat er immer alles als Mission verstanden: Als Partyveranstalter wollte er grösser werden als die Energy, die grösste Technoparty der Schweiz. Mit dem Islam hat er einfach eine neue Mission gefunden. Zweitens war er nach dem Partydesaster ein geächteter Mann. Er hatte Stress, auch mit unangenehmen Leuten. Mit der Konversion konnte er für sich einen Schlusstrich ziehen: ‹Das war der alte Illi›, sagte er damals, ‹und das hier ist der neue, der geläuterte Illi.› Alles ist vergeben und vergessen.»

Als die Technoparty vorbei war, nahm Patric Illis Leben eine ziemlich dramatische Wendung: Zuerst trat der ehemalige Jesus Freak und Partymann mit knapp zwanzig Jahren der nationalistischen Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns) bei, 2002 gründete er einen Verein namens Pro-PLO Schweiz und nahm an Demonstrationen der Gesellschaft Schweiz–Palästina teil. «Ich erinnere mich an einen dünnen Jungen

mit langen blonden Haaren, in Jeans und T-Shirt», sagte Saïda Keller-Messahli vom Forum für einen fortschrittlichen Islam, als wir uns in Zürich zum Kaffee trafen. Keller-Messahli war damals Vorstandsmitglied der Gesellschaft. «Er war unglaublich motiviert, in gewisser Weise militant. Er steckte eine Unmenge an Zeit in das Malen von Fahnen und Transparenten. Und kaum war er aufgetaucht, ging er zu uns auf Distanz. Wir waren ihm viel zu wenig explizit, nicht radikal genug», sagte sie.

Diese Radikalität habe sie unterschätzt, sagte Keller-Messahli. «Als im Nachgang zur Minarettabstimmung in der Schweiz und Deutschland zahlreiche salafistische Gruppen entstanden und der muslimische Konvertit in der Diskussion plötzlich einen neuen, quasi zentralen Status erhielt, haben wir sie nicht ernst genommen, weil sie so folkloristisch daherkamen», sagte sie. «Das waren Leute wie Illi, Blanco oder Pierre Vogel in Deutschland, die nicht in dieser Kultur aufgewachsen waren, die karikaturhaft den Islam übernahmen und sofort die Menschen einteilten in rein und unrein. Das war nicht nur menschenverachtend, es war auch eine unglaubliche Anmassung. Wir lachten über sie. Und das war ein Fehler. Denn die meinen es total ernst.»

Im Februar 2002 organisierte Illi in Schaffhausen eine Demonstration gegen den bevorstehenden Uno-Beitritt der Schweiz. Unterstützung erhielt er dabei von Lukas Reimann, der damals in St. Gallen gerade die kantonale Sektion der Jungen SVP gegründet hatte. Derselbe Reimann sollte sieben Jahre später als Teil des «Egerkinger Komitees» federführend im Kampf für ein Minarettverbot sein, in jenem Abstimmungskampf also, der Illi und Nicolas Blanco dazu bewog, den IZRS im Herbst 2009 überhaupt zu gründen – die Muslime, so die beiden Konvertiten, würden sich im Abstimmungskampf nicht äussern können oder auch nicht wollen. Sie bräuchten eine echte Stimme. 2015 war es Reimann, der ein Verbot des Islamischen Zentralrats forderte. Im Februar 2002 aber marschierten das damalige Auns-Mitglied Illi und der spätere Auns-Präsident Reimann Seite an Seite gegen die Uno. Die nächste Demonstration, die Illi organisieren wollte, wurde von den Behörden verboten, weil der veranstaltende Verein Pro-PLO Schweiz, wie

es im folgenden Jahresbericht des Bundesamts für Polizei hiess, «einen starken Hass gegenüber Juden manifestiert». Stattdessen verteilte Illi an der Zürcher Bahnhofstrasse und am Limmatplatz Flugblätter, die zum Boykott gegen den «zionistischen Apartheid-Staat Israel» aufriefen. Dabei lernte er eine junge Punkerin kennen, der sein Engagement gefiel: Nora, die er 2003 in Jordanien heiraten sollte.

Die damals 28-jährige Nora Illi, Vorstandsmitglied des Islamischen Zentralrats, wurde 2012 in Deutschland schlagartig bekannt, als sie bis auf die Augen verschleiert in der Talkshow «Menschen bei Maischberger» neben TV-Moderator Frank Elstner und CDU-Politiker Norbert Blüm Platz nahm und sagte: «Der Schleier schützt mich davor, männlichen Mitbürgern falsche Signale auszusenden oder von ihnen falsch betrachtet zu werden. Er gibt mir ein Gefühl von Freiheit.»

Und beinahe hätte sie drei Jahre später noch eine grössere Bühne bekommen: Nach dem Anschlag auf «Charlie Hebdo» habe er einen Anruf von Günther Jauch erhalten, sagte Qaasim Illi. «Er wollte mit Nora eine Sondersendung machen. Nur sie und Günther. Was für eine Plattform das gewesen wäre! Doch Jauch bestand darauf, dass die Hälfte der Sendung aus einer Home-story hätte bestehen müssen: daheim bei den Illis und ihren Kindern. Das kam für uns nicht infrage. Zudem war es lächerlich, was die an Geld geboten haben. Nicht, dass das eine Rolle gespielt hätte. Aber 8000 Euro? Von Günther Jauch hätte ich wirklich mehr erwartet.»

Im November 2002 unterstützte Pro-PLO Schweiz noch eine GSoA-Demonstration «gegen die Angriffspläne der USA und Grossbritanniens auf den Irak», dann verliess Patric Illi, der nach abgeschlossener Informatikerlehre damals in Zürich Oerlikon auf dem zweiten Bildungsweg die Matura nachholte, das Land. Und als er das nächste Mal wieder auftauchte, berichtete nicht mehr die Lokalpresse, sondern der nationale Boulevard.

Illis Explosion und Konversion

Antisemitische Traktate im Internet

Das Gerücht vom geplanten Sprengstoffanschlag auf ein Schaffhauser Einkaufszentrum

Misstrauische Blicke am Schiessstand

Ende 2002 war Illi mit seiner damaligen Freundin F. nach Gaza-Stadt gereist, «um sich vor Ort ein Bild von der Situation zu machen». Er hatte, wie er sagte, damit gerechnet, sein damaliges Vorbild Jassir Arafat treffen zu können. Doch der wollte ihn nicht treffen, was Illi beleidigte, stattdessen traf er Scheich Jassin, den Gründer der Hamas. Und davon gab es ein Foto, das Illi auf die Website von Pro-PLO Schweiz stellte: Illi, knapp zwanzig, mit riesig wirkendem Palästinensertuch, blondem Seitenscheitel und einem T-Shirt mit Schweizer Kreuz, neben dem Hamas-Gründer im Rollstuhl. Sechs Monate später, im Sommer 2003, durchsuchten BundespolizistInnen seine Wohnung in Schaffhausen. Der Vorwurf lautete, Patric Illi, der sich neuerdings Abdel Azziz Qaasim Illi nannte, unterhalte enge Kontakte zum geistigen Führer der Hamas und sei dabei, eine Bombe zu bauen.

«*Der Herr Deppeler und der Herr Flückiger vom damaligen Dienst für Analyse und Prävention, heute Nachrichtendienst des Bundes, zuständig für Terrorismus und Sprengstoff, luden mich zum Kaffeekränzchen auf den Schaffhauser Polizeiposten*», sagte Illi. «Sie sagten, das sei schon noch wahnsinnig, was ich auf meiner Homepage alles schreiben würde. Sie machten mir klar, dass sie ein Auge auf mich geworfen hätten.» Warum die Beamten auf die Idee gekommen seien, seine Wohnung zu durchsuchen, könne er sich jedoch nicht erklären, sagte mir Illi.

Ich hätte ihm womöglich auf die Sprünge helfen können: Julien Bien hatte es mir erzählt, sein ehemaliger Kumpel aus Technozeiten. «Ich sah Illi das letzte Mal im Frühsommer 2003 an einer Tankstelle in Schaffhausen. Er sagte zu mir: ‹Jetzt ist genug. Ich setze jetzt ein Zeichen gegen die Juden, gegen Israel. Ich

habe mir Sprengstoff besorgt. Damit werde ich den Manor in die Luft sprengen.›» Was der Manor mit Juden und Israel zu tun habe, habe er nicht verstanden, sagte Bien. «Ich interessiere mich nicht für Politik», sagte er. Aber Illis Gerede habe ihm Angst gemacht.

Illi bestreitet diese Darstellung. «Wenn, dann hätte ich mir damals ein israelisches Ziel aussuchen müssen», sagte er, als ich ihn mit Biens Aussage konfrontierte (wobei der Manor als ursprünglich jüdisches Kaufhaus zumindest aus dieser Perspektive kein abwegiges Ziel gewesen wäre – so wie Kaufhäuser in den zwanziger und dreissiger Jahren ganz allgemein Ziel antisemitischer Hetze gewesen waren).

Kurz nach seiner Rückkehr aus Gaza-Stadt konvertierte Illi in einer kleinen Zürcher Moschee zum Islam. Er hatte zurück zum Glauben gefunden, und wie schon bei seinem Abstecher zum evangelikalen Christentum nahm er dabei die alten Schriften wörtlich. In jener Zeit entstand ein weiteres spektakuläres Foto von Qaasim Illi, das er mir bei einem unserer Treffen zeigte: Illi, kurz nach dem Angriff der USA auf den Irak, als Antikriegsdemonstrant mit Gasmaske und Pflasterstein in der Hand, an der Seite von Autonomen in Bern. «In Schaffhausen tauchte er zu jener Zeit an einer Demonstration der Jusos auf», erinnert sich ein Schaffhauser. «Wir wunderten uns: Was macht der bloss hier? Er wurde in der Stadt als rechtsradikaler Provokateur wahrgenommen. Die Inszenierung war ihm schon damals wichtig: An der Schifflände sprang er auf ein Mäuerchen und verbrannte eine US-Flagge.»

«Die unfassbare Arroganz der Amerikaner hat auch in der Schweiz Zehntausende auf die Strasse getrieben. Ich habe selbst in Zürich eine Demonstration mitorganisiert», sagte Illi, als wir uns in einem Zürcher Schnellimbiss trafen. Es war ein Sonntag im April 2016, draussen regnete es in Strömen. Er trank Ayran und schien wie immer guter Laune zu sein. «Ich war frisch konvertiert und ohnmächtig, als ich sah, wie Bush seine Maschinerie in Gang setzte, wider internationales Recht.» Dann überzog ein Lächeln sein Gesicht, und er schien jetzt sehr ehrlich zu werden: «Jede Bombe, die dann im Irak explodiert ist und eine amerikanische Patrouille erwischt hat, hat grosse Freude bereitet. Je tiefer die Amerikaner in den Dreck geraten sind, umso mehr hat das Freude bereitet. Jeder tote US-Soldat war

ein Fest für uns. Mit «uns» meine ich uns alle.»

Das Gespräch im Schnellimbiss endete, als Illis Bruder kam, Softwareingenieur und FDP-Mitglied. Er begrüßte Illi mit einem herzlichen «Salam aleikum», sie umarmten sich kurz, dann stellte der Bruder seine neue Freundin vor. Ein Familienausflug in Illis altem Mitsubishi nach Schaffhausen stand auf dem Programm. Ein Besuch bei der Mutter.

«Wir müssen noch schnell zu einem Tankstellenshop fahren und für Mutter eine Karte kaufen», sagte der Bruder.

«Wozu brauchen wir eine Karte?», fragte Qaasim Illi. «Sie hatte gestern Geburtstag.»

Die strategische antiamerikanische Demallianz mit der radikalen Linken zerbrach spätestens am 21. August 2003, als Israel in Gaza mit einer Rakete den Hamas-Mitgründer Ismail Abu Schanab tötete. Damals stellte Illi auf die Website von Pro-PLO Schweiz eine «Solidaritätsbekundung über den grausamen Mord»: «Es ist jetzt wichtig, dass die Pseudoverhandlungen der letzten Wochen durch eine Super-Intifada ersetzt werden und der islamische Widerstand wieder die Hauptrolle im Konflikt einnimmt.» Einen kurz zuvor verübten Mord an orthodoxen Juden in Hebron nannte Illi in dem Schreiben eine «Operation» und eine «legitime palästinensische Vergeltung». Israel gab es in dem Schreiben nur in Anführungszeichen.

Jemand kopierte den Eintrag, postete ihn auf der linken Internetseite Indymedia und kommentierte: «Und dieselben Leute nehmen an der 1.-Mai-Kundgebung in Zürich sowie an Friedensdemos teil und bezeichnen sich als Linke. Früher arbeiteten sie auch mit der Gesellschaft Schweiz–Palästina zusammen. Heute ist Pro-PLO wohl bestenfalls ein Fall für die Antifas oder gleich für psychologische Krisenintervention.» Ein paar Monate später tötete die israelische Armee in Gaza-Stadt mit drei Hellfire-Raketen Scheich Jassin, den Mann, der Illi zurück zum Glauben geholt hatte. Jassin war gerade in seinem Rollstuhl von einem Leibwächter aus einer Moschee geschoben worden, als die Raketen einschlugen. Qaasim Illi setzte sich in Schaffhausen an den Computer und schrieb einen Eintrag für die Vereinswebsite von Pro-PLO Schweiz: «Sheik Ahmad Yassin in Gaza City nach Fajr Gebet von Zionisten-Sauen ermordet». Dann zitierte er: «Damit haben die dreckigen Schweine eine neue Linie überschritten. Sie werden ihr widerliches Blut und ihre nach verbranntem Schweinefleisch stinkenden Hautfetzen überall auf der Welt zusammenkratzen können», liess ein TV-Moderator der arabischen Welt wohl entsprechend der Gefühlshaltung aller Muslime verlauten.»



KEYSTONE/Peter Schneider

Es war der Auftakt zu einer Reihe von Tiraden auf der Pro-PLO-Website, in denen Illi, wenn Israelis getötet wurden, immer von «erlegt» oder «äusserst sauber erlegt» schrieb, ein Begriff, wie ein Gericht später festhalten sollte, «der im Normalgebrauch für das Töten von Tieren verwendet wird»: «Der Beschuldigte verletzt damit die Menschenwürde (...) und spricht den Juden das Recht auf Leben ab.» Illi schrieb damals zum Beispiel: «Zwei Linienbusse voll mit Zionisten-Besatzungs-Bastarden gesprengt. Die Brüder erlegten min. 16 Zionisten und mehr als 91 wurden verletzt.» Und nach Anschlügen auf israelische TouristInnen im ägyptischen Sinai im Oktober 2004: «Breaking News: Explosion in Taba, Hilton in die Luft gesprengt, viele Zionisten-Schweine in kleine, handliche Stücke zerlegt. Mind. 35 Tote, 250 Verletzte. In Gaza feiern die Massen. Allahu akbar!»

Warum man ihn des Antisemitismus bezichtigte, hatte Qaasim Illi noch immer nicht verstanden. «Ich bin ja wohl der Letzte, der ein Antisemit ist», sagte er mir. Er sei ein Antizionist, der von der Zweiten Intifada geprägt worden sei. «Damals war ich achtzehn, und die Medien waren voll davon. Als die Israelis den vom Deza finanzierten Flughafen von Rafah in Schutt und Asche legten, war ich als Schweizer Bürger empört: «Was passiert hier mit unseren Steuergeldern?» Aber niemand regte sich darüber auf! Die ganze Welt applaudierte dem Neokolonialismus. Die Zionisten dürfen machen, was sie wollen. Sie müssen verstehen, ich war schon immer ein politischer Mensch. Schon meine Eltern haben mit mir als Kind immer die «Arena» im Fernsehen geschaut und sich dabei wahn-sinnig über Ursula Koch aufgeregt.»

Ursula Koch, die damalige Zürcher SP-Stadträtin. Und Jüdin.

«Nein, nein, nein», rief Illi aus. «Mit diesem Schubladendenken kommen Sie bei mir nicht weiter! Diese Internettraktate waren natürlich furchtbar, sie entsprachen meinem damaligen beschränkten Vokabular. Ich war hilflos, emotional, und ich explodierte, weil die Israelis diesen armen Mann im Rollstuhl einfach in die Luft sprengten. Den Mann, den ich getroffen hatte, der mich so inspiriert hatte. Aber ich habe nie Traktate gegen Juden geschrieben.»

Das Gericht in Schaffhausen sah das anders:

«In den Texten ist von «Zionisten-Staat» und «Judenstaat» die Rede, womit offensichtlich Israel gemeint ist. Der Angeschuldigte spricht abwechselnd von Zionisten, Israel und Juden. Für den Leser entsteht dadurch der Eindruck, dass diese Begriffe als Synonyme verwendet werden.» Weder Zionismus als politische Bewegung noch Israel als Staat seien durch die Antirassismustrafnorm geschützt, schrieb das Gericht. «Bei der Gruppe der Juden handelt es sich jedoch um eine religiöse Gruppe, welche vom Schutzbereich des Artikels 261 des Strafgesetzbuchs erfasst ist.» Indem der Angeschuldigte mehrfach im Zusammenhang mit Juden von «Sauen», «Schweinen» und «erlegen» gesprochen habe, habe er Juden mehrfach mit Tieren gleichgesetzt und sie in ihrer Menschenwürde verletzt. «Das Verschulden des Angeschuldigten wiegt nicht leicht», hielt das Gericht fest, «zeugen doch seine Berichte auf der Webseite der Pro-PLO Schweiz von Hass, Fanatismus sowie mangelndem Respekt vor Angehörigen des Judentums.» Am 7. Dezember 2005 wurde Qaasim Illi vom Untersuchungsrichteramt Schaffhausen zu einer einmonatigen bedingten Gefängnisstrafe und 200 Franken Busse verurteilt: wegen mehrfacher Rassendiskriminierung, eines Vergehens gegen das Waffengesetz und wegen Pornografie.

Die letzten beiden Anklagepunkte machte im April 2016 ein anonymer Beitrag auf dem rechtskonservativen Blog «etwasanderekritik» publik. Die «Weltwoche» griff die Sache auf und titelte: «Qaasim Illis verbotene Pornos». Obwohl die Tat längst verjährt war, stellte sich die «Weltwoche» auf den Standpunkt, dass es von öffentlichem Interesse sei, dass Illi als Teenager harte Pornos konsumiert habe. Zudem seien die Bilder nach seiner Konversion beschlagnahmt worden. Das pornografische Material, insgesamt über 100 000 Bilder, hatten die Polizisten 2003 gefunden, als sie Illis Wohnung nach dessen Besuch bei Scheich Jassin durchsucht hatten, weil sie meinten, Illi baste daheim an einer Bombe.

Das Verfahren wegen der mutmasslichen Bombe wurde eingestellt. Doch von den gefundenen Pornobildern erfüllten über tausend den Straftatbestand des Besitzes harter Pornografie, in diesem Fall sexualisierter Gewalt mit erwachsenen DarstellerInnen und damals noch verbotene sexualisierte Dar-

stellungen menschlicher Ausscheidungen. Illi gestand, verwies jedoch darauf, dass es sich um eine Sammlung handle, die er vor seiner Konversion zwischen 1998 und 2002 zusammen mit Freunden angelegt habe. Er sagte: «Das war zu einer Zeit, als ich noch mit einer Freundin zusammenlebte. Und einem Hund! Unfassbar. Ich war kein Engel, glauben Sie mir. Ich habe abstruse Dinge getan in meinem Leben. Die Begegnung mit Scheich Jassin in Gaza-Stadt war für mich der Wendepunkt. Jassin sagte damals zu mir: «Der Westen ist degeneriert, und er ertrinkt in Heuchelei, in Perversion.» Mir wurde klar: Er hatte so recht! Und er meinte auch mich!»

Was in der Berichterstattung vor lauter Pornografie unterging, war der Umstand, dass die Polizisten bei Qaasim Illi damals auch eine Pistole gefunden hatten, die ihm nicht gehörte. Die 9-Millimeter-Pistole hatte Illi von seinem Grossvater geschenkt bekommen, aber nie angemeldet. Die Presse machte sich wegen der Pornos über Illi lustig. Ich fragte mich, warum niemand nach der Pistole fragte. Immerhin war die Frage nach Illis Verhältnis zu Gewalt und zum islamistischen Terror in den letzten Jahren regelmässig gestellt worden. Warum brauchte jemand, der sein Engagement trotz der Bewunderung für einen syrischen Kriegsverbrecher wiederholt als eines für Frieden und Religionsfreiheit bezeichnete, eine Pistole? Eine, von der ausser seinem Grossvater womöglich niemand wusste?

Wegen der Pistole verwies Illi auf seine damalige Mitgliedschaft beim Pistolenschützenverein Neuhausen am Rheinfall. «Schiessen war damals mein Hobby», sagte er. «Heute würde ich dafür wahrscheinlich am nächsten Baum aufgehängt werden.»

Ich besuchte den Vereinspräsidenten Walter Fischer in seinem Haus in Hallau. «Ich kann mich an Illi erinnern», sagte Fischer, während er Kaffee servierte. «Er trug ein Abzeichen der PLO und behauptete, Kontakte zu Arafats Leibwache zu haben. Auf jeden Fall schoss er nicht schlecht. Es war klar: Der macht das nicht zum ersten Mal. Und F. erst, seine Begleitung! Die war ein echtes Talent: Sie hat sogar einen Kranz geschossen.» Fischer führte Buch, und in seinen Unterlagen war vermerkt, dass Illi 2003 viermal zum Schiessen gekommen war, F. wiederum habe, das sei aussergewöhnlich, alle 28 Übungen jenes Jahres besucht.

Bald aber machten Gerüchte die Runde, Illi sei ins Visier der Bundespolizei geraten. Und eines der Mitglieder des Vereins sagte zu Fischer, Illi habe seltsame Fragen zum Umgang mit Waffen gestellt. «Als sei er nicht bloss hier, um aus sportlichen Gründen das Schiessen zu lernen», sagte Fischer. Bald habe man die beiden nicht mehr gesehen.

F.: Dieser Vorname fiel immer wieder an entscheidenden Bruchstellen in Qaasim Illis Leben: als potenzielle Komplizin beim grossen Technopartydiebstahl (den Illi bestreitet) und als Besucherin bei Scheich Jassin, der Illi erleuchtete und radikalisierte – sowie als Schiesstalent im Pistolensklub Neuhausen. Wer war diese Frau? Was war aus ihr geworden? Illi wollte sich zu F. nicht weiter äussern. «Ich habe sie seit fast fünfzehn Jahren nicht mehr gesehen», sagte er bloss knapp. Doch Walter Fischer fand in seinen Unterlagen ihren ganzen Namen.

Ich traf sie im Café Vordergasse in Schaffhausen. Sie bestand darauf, dass ihr Name nicht im Text erwähnt wird. Sie lebe mittlerweile ein völlig anderes Leben mit einem Mann und Kindern, die Geschichte sei fast zwanzig Jahre her. Sie wolle sich auch nicht mehr gross zu dieser Zeit äussern.

Wenn sie von Illi sprach, nannte sie ihn konsequent Patric. «Ich habe ihn nicht anders gekannt», sagte sie. «Wir waren während dreier Jahre ein Paar. Er hatte mich fasziniert, er war klug und witzig, und wir reisten viel herum: im Oktober 1999 nach Venezuela, im Jahr darauf nach Hongkong, auf die Philippinen, nach Malaysia. Wir reisten nach Dubai, Australien, in die Dominikanische Republik und schliesslich, im Dezember 2002, nach Ägypten und Palästina», sagte sie.

«Diese Trips entstanden alle spontan, wie auch die Idee, nach Palästina zu reisen: Was als Nächstes? Dahin! Es war eine verrückte Zeit. Das Treffen mit Scheich Jassin war gar nicht geplant. Wir düsten quasi als Schutzschilder in Krankenwagen herum. Wenn wir an den Checkpoints unsere Schweizer Pässe zeigten, wurden die Ambulanzen problemlos durchgelassen. Wir waren Touristen und Aktivistinnen zugleich. Und so wurden wir nach einigen Tagen vor Ort spontan zu Jassin eingeladen. Wir wussten noch nicht einmal genau, wen wir da vor uns hatten.»

Nach dem Besuch bei Jassin habe sich Illi verändert, sagte sie. «Er drehte ab, wurde

immer radikaler. Wollte handeln, wie auch immer. Als er schliesslich beim Versuch, Magnesium zu erhitzen, ein Loch in die Küchenanrichte brannte, zog ich aus der gemeinsamen Schaffhauser Wohnung aus und beendete die Beziehung», sagte sie.

Ich fragte sie, warum Patric Illi mit Magnesium ein Loch in die Anrichte gebrannt habe. Sie sagte: «Das müssen Sie ihn wirklich selber fragen.» Dann blickte sie in ihre Kaffeetasse und schwieg.

Sie machte Schluss, und ein paar Monate später habe sie einen Brief vom Bundesamt für Polizei erhalten (wo man diese grundsätzliche Informationspraxis mit Verweis auf die Gesetzgebung bestätigt): Man habe in Zusammenhang mit den Ermittlungen gegen Patric Illi wegen mutmasslicher Sprengstoffdelikte F.s Telefon überwacht. Die Akte gegen sie werde nun geschlossen. Und so, sagte F., wolle sie es auch mit dieser Geschichte halten: Akte geschlossen.

Sie erhielt damals noch weitere Post. Es war ein E-Mail von Nora, der zukünftigen Frau von Illi. «Sie mailte, dass sie das Gefühl habe, dauernd mit mir verglichen zu werden», sagte F. «Sie hat mich um Rat gefragt. Das fand ich ziemlich schräg, dass sie sich dafür ausgerechnet an mich wandte. Ich bin eher der Typ, der sagt, was er denkt. Der auch mal Teller schmeisst. Sie wirkte auf mich völlig verunsichert. So bin ich auch zur Überzeugung gelangt, dass sie mit dem Schleier, den sie sich bald darauf zulegte, ein perfektes Versteck für ihre Unsicherheit gefunden hat», sagte F.

Und, ach ja, die Geschichte mit dem gestohlenen Geld, sagte F., die selbst in jener Nacht Patrics Alibi war und er ihres. «Diese Vorwürfe stimmen nicht», sagte sie und lächelte. Dann schwieg sie wieder.

Als wir uns verabschiedeten, sagte sie: «Wenn es Ihnen egal ist, dass er plötzlich nicht mehr mit Ihnen reden könnte, fragen Sie ihn mal genauer nach seinem Vater. Man konnte mit ihm immer über alles reden, nur nicht darüber. Wenn seine Mutter mir bei Besuchen Rotwein anbot, wurde er wütend. Alkohol, das verband er mit dem Vater. Und es waren keine guten Erinnerungen. Es erinnerte ihn daran, dass der Vater nie da war.»

Racletteabend mit dem texanischen Salafistenscheich

Neo-Orientalismus, Karl-May-Islam und Segregation

ExStudentInnen erinnern sich

An einem Abend Ende April fuhren Illi und ich in seinem alten Mazda zu einem Racletteessen mit einem salafistischen Scheich aus Texas im Schloss Köniz. Illi hatte Yusuf Estes, der vor dreissig Jahren vom Evangelikalismus zum Islam konvertiert war, für eine Friedenskonferenz eingeladen, die eine Demonstration gegen den Islamischen Staat werden sollte. «Wir werden auf dem Bundesplatz Hunderte rote Karten verteilen, und dann werden wir dem IS die Rote Karte zeigen», hatte mir Illi erzählt. Doch dann verbieten die Berner Behörden die Veranstaltung. Jetzt sollte die Demonstration in einem privaten Kulturlokal in der Gemeinde Kehrsatz stattfinden. Davor sollte es im kleinen Rahmen auf Schloss Köniz das Racletteessen geben. Illi plante, das Essen live auf der Facebook-Seite des Islamischen Zentralrats zu streamen, sodass AnruferInnen dem Scheich Fragen stellen konnten.

Als ich den Raum betrat, sassen die Frauen in der einen Ecke des Saals, die Männer beteten beim Eingang. Dazwischen rannten schreiende Kinder herum.

«Bist du Muslim?», fragte mich ein Achtjähriger.

«Ähm, nein», sagte ich.

«Ich schon», sagte das Kind.

Ferah Ulucay, die 23-jährige Generalsekretärin des Zentralrats, begrüsst mich freundlich und duzte mich. Ich fragte sie, wie sie eigentlich zum Zentralrat gekommen sei. «Ich stamme aus einer kurdischen Familie», sagte sie. «Ich bin in Bern aufgewachsen, völlig frei. Aber etwas stimmte für mich nicht. Alkohol trinken, Partys, Männer, das alles erschien mir als falsch. So fand ich zur Religion. Der Zentralrat war die einzige Anlaufstelle, als ich Hilfe suchte, nachdem es wegen der Konversion zum Islam zum kurzzeitigen Konflikt mit meinen Eltern kam.»

Ich fragte sie, warum sie sich ausgerechnet für eine derart radikale, ultrakonservative Auslegung der Religion entschieden habe.

«Du verstehst das nicht», sagte sie. «Das ist nicht irgendeine Strömung. Das ist der wahre Islam.»

Ich sagte, die meisten Muslime würden ihr widersprechen.

«Du bist kein Muslim, du kannst das schlecht beurteilen», sagte sie.

So hatte auch Qasim Illi schon ein Gespräch zwischen uns ins Leere laufen lassen: Sobald man ihn oder seine Leute zu sehr kritisierte, sprachen sie einem als Nichtmuslim jegliche Diskussionsberechtigung generell ab.

Dann wurde Ferah Ulucay plötzlich wütend. «Ich finde es okay, dass du bei deiner Geschichte auf Qasim Illi fokussierst, aber du sollst nicht vergessen, dass die Frauen im Zentralrat eine wichtige Rolle spielen. Es kotzt mich an, dass mich die Leute, allen voran Alice Schwarzer, als Opfer sehen: «Die trägt ein Kopftuch; Das kann doch nicht freiwillig sein!» Es ist in unserer Gesellschaft okay, wenn Frauen halb nackt herumlaufen, aber wenn ich mich für das Gegenteil entscheide, bin ich ein Opfer.»

Ich teilte ihre Meinung. Sie schaute mich erstaunt an. Dann legte sie nach: «Das Fahrverbot für Frauen in SaudiArabien oder der Umstand, dass Frauen zu Hause bleiben müssten, während der Mann arbeitet – das ist mit der islamischen Lehre nicht vereinbar. Diese Dinge sind kulturell bedingt, nicht religiös. Genauso wie der Umstand, dass Muslime in der Schweiz unterdrückt werden. Und gegen diese Unterdrückung engagiere ich mich.»

Muslime würden in der Schweiz nicht unterdrückt, antwortete ich.

«Natürlich», sagte sie. «Was glaubst du, wie häufig man mit Kopftuch auf der Strasse angemacht wird? Angespuckt wird?»

Das seien rassistische Angriffe, sagte ich, die jedes Gericht bestrafen würde: Das Gegenteil von systematischer Unterdrückung.

Sie funkelte mich an. Sie hob den Kopf, kniff die Augen zusammen und sagte mit einem angriffigen Lächeln: «Auf meinem Schreibtisch liegt gerade ein Dossier einer Frau, die ihren Job verloren hat wegen ihres Kopftuchs.»

Ich wunderte mich, dass sie so schwach argumentierte. Ich konnte zwar nachvollziehen, dass es schrecklich ist, wenn man, wie sie es geschildert hatte, mit einem Kinderwagen

unterwegs ist und einem Männer wegen des Kopftuchs den Weg versperren und einen beschimpfen, man gehöre hier nicht hin. Und trotzdem: Derartiger Rassismus ist vielleicht am Stammtisch von konservativen Quartierkneipen mehrheitsfähig. Gesetzlich gestützt aber, das ist er auf keinen Fall. Und immerhin ist in unserem Strafgesetzbuch die Rassismusstrafnorm verankert.

«Und was», sagte sie dann, «ist mit dem Bauverbot für Minarette?»

Ich schwieg. Und sie sagte triumphierend: «Es ist vielleicht nicht so wichtig und nicht so dramatisch in der Wirkung für einzelne Menschen, aber das Minarettverbot ist ein gutes Beispiel dafür, dass Muslime in der Schweiz systematisch diskriminiert werden. Und das angestrebte Burkaverbot ist der nächste Schritt. Was wäre in diesem Land los, wenn man anderen Religionen ihre Kleidung verbieten würde?»

Da stand ich nun, umgeben von Racletteöfen in einem Keller des Schlosses Köniz, mit einer 23-jährigen Berner Salafistin, und die SVP, dachte ich, verschaffte dieser radikalen jungen Frau und ihren Mitstreiterinnen Argumentationsfutter für die eigene kollektive Identität. Mit ihren Kampagnen bewirkte die SVP offensichtlich das Gegenteil von dem, was sie zu bezwecken vorgab.

Für Qasim Illi verlief die Racletteaktion unbefriedigend. Er hatte den Scheich in einem alten Weinkeller des Schlosses zusammen mit Nicolas Blanco auf eine Art Empore gesetzt, hatte extra mehrere Scheinwerfer aufstellen lassen und einen riesigen Käse organisiert. Es gab lauwarmes Mineralwasser und lauwarmes Fanta. Aber die Übertragung funktionierte nicht richtig, und als der erste Anrufer dann endlich in der Leitung war, sagte der Scheich: «Es tut mir leid, ich verstehe Ihre Frage nicht. Zudem esse ich gerade.» Dann legte er auf und machte Witze über den Käse, der gar keine Löcher habe, keine «holes», also gar nicht «holy» (heilig) sei, und sein Assistent krümmte sich vor Lachen, und Nicolas Blanco lächelte verlegen mit. Und nach nur einem weiteren Anrufer, bei dem der Ton für die Übertragung nicht funktionierte, erklärte Scheich Estes die Fragerunde für beendet, und statt AnhängerInnen füllten vor allem MuslimInnen aus dem arabischen Raum die Facebook-Kommentarspalten des Zentralrats: «Bevor ihr den Islam reinigt, reinigt besser

mal euren Geist», schrieb einer. Illi fuhr mich, begleitet von seinem Sicherheitschef, ziemlich unzufrieden zurück zum Bahnhof Bern.

Ich gewann den Eindruck, dass Qasim Illi den Islamischen Zentralrat aus der zweiten Reihe heraus und intellektuell führte, ohne dabei den Anspruch auf Führung erheben zu wollen. Dabei wurde er getrieben von einem Privileg, das in unseren Diskussionen nicht verhandelbar war: dass er als Muslim für den Vollzug der göttlichen Wahrheit verantwortlich sei.

Eine Person aus dem Umfeld des Zentralrats hatte mir am Racletteabend erzählt, dass der selbsternannte Mufti Nicolas Blanco in diesem Konstrukt vor allem für die Finanzierung zuständig sei, weil er gute Kontakte nach Kuwait, Katar und in den Jemen unterhalte. Dort gebe es Spendenpools, wo fromme Leute ihr Geld einzahlten, ohne zu wissen, an wen das Geld ausgezahlt werde. «Das stimmt schon, aber wir erhalten auch andere Zuwendungen», sagte Illi, während wir im Auto sassen. «Aber ja, wenn der Zentralrat in Katar bei einem dieser Fonds ein gutes Dossier vorlegt, kommt er so zu Geld. Die Zahlen schwanken zwischen 1000 und 10000 Dollar, meistens sind das einmalige Zahlungen.»

Tags darauf traf ich an der Universität Bern eine ehemalige Mitstudentin von Blanco und Illi. «Es war während des Studiums sehr unterhaltsam», sagte die Islamwissenschaftlerin. «Die beiden meldeten sich in Vorlesungen dauernd zu Wort und versuchten unseren damaligen Professor, den Islamwissenschaftler Reinhard Schulze, über den Islam zu belehren. Aber er nahm sie mit ein paar wenigen Sätzen auseinander, und dann war Ruhe. Mit uns Frauen redeten sie zwar, aber sie mieden dabei jeglichen Augenkontakt.»

Illi und Blanco agierten an der Universität, sagte ein damaliger Mitstudent, anders als früher zum Beispiel marxistische Gruppen nicht als Kämpfer für die Wahrheit. «Sie traten stattdessen in Debatten zurück. Die Universität war für sie ein Ort des Unglaubens. Es lohnte sich nicht, mit Ungläubigen zu diskutieren. Entscheidend war für sie immer die islamische Binnenmission, also die Abgrenzung von den Nichtmuslimen beziehungsweise allen Ungläubigen.» Das unterscheide den Zentralrat zum Beispiel von den Muslim-

brüdern, die einen eher integrativen Kurs fahren würden. Umso wichtiger sei für den Zentralrat die Segregation: «Nur in der Bestätigung der klaren Trennung können sie sich unterscheiden von der grossen Mehrheit der Moscheegemeinden, die Integrationspolitik betreiben. Der Zentralrat betreibt eigentliche Desintegrationspolitik.»

Zu dieser angestrebten Segregation passe das, was eine andere Person, die die beiden aus jener Zeit kannte, «Neo-Orientalismus» nannte: «Blanco und Illi betreiben einen eigentlichen Karl-May-Islam: Man konvertiert gar nicht so sehr in den Islam, man konvertiert in eine orientalische Vorstellungswelt. Bei ihrer Inszenierung als Muslime setzen sie sich merkwürdige libanesische Trophäen auf den Kopf, kombiniert mit Kleidung aus dem Libanon, Ägypten und Saudi-Arabien, ein totales Durcheinander, eine Fantasiekleidung, dazu lassen sie sich den Bart wachsen – wie man sich einen strenggläubigen Muslim im späten 20. Jahrhundert halt so vorstellt.» Diese Orientalisierung, die in Kuwait und Katar sehr gepflegt werde, habe die symbolische Segregation zum Ziel. «Diese richtet sich auch gegen den bürgerlichen Islam, die Muslimbrüder zum Beispiel, in Anzug und Krawatte.»

Später an jenem Tag traf ich Reinhard Schulze, den renommierten Islamwissenschaftler, der in Bern Blancos und Illis Professor war. Wegen des Vertrauensverhältnisses gegenüber seinen Studenten wollte er sich nicht zu persönlichen Belangen seiner beiden berühmten Exstudenten äussern, sondern nur über den Zentralrat als Institution.

Man könne den Zentralrat durchaus banalisieren, sagte Schulze, aber im Kontext einer kaum bestehenden islamischen Öffentlichkeit in der Schweiz spiele er eine wichtige Rolle. «Dieser Kontext ist entscheidend. Die grossen Moscheegemeinden haben erhebliche Mühe, sich der Informationsübermacht des Zentralrats zu erwehren», sagte er.

Tatsächlich hatte Muhammad Hanel, Sprecher der Vereinigung der Islamischen Organisation in Zürich (Vioz) – des grössten muslimischen Dachverbands in der Schweiz – gereizt und aggressiv reagiert, als ich ihn angefragt hatte, warum es den muslimischen Verbänden nicht gelinge, den Zentralrat medial in die Schranken zu weisen. Per Mail

antwortete er: «Da haben Sie sich ja einer besonderen Aufgabe gestellt, die ja implizit schon eine Ihrer Fragen nach den Gründen der grossen Resonanz beantworten sollte. Es liegt also nun an mir, diese Frage an Sie zu stellen, denn auch mich interessieren die Gründe dazu, WARUM SIE dem IZRS und Herrn Illi eine derartig hohe Resonanz geben. Und diese Frage wäre auch an Ihre Kollegen bei den Medien viel passender zu stellen, denn DIESE sind es ja, welche diese grosse Resonanz befördern. Es ist also das mir bislang nicht einsichtig gemachte Interesse der Medien, warum sie dem IZRS eine grössere mediale Plattform geben als allen anderen Muslimen zusammen. Wirklich wäre ich auf eine diesbezügliche Antwort gespannt.»

Reinhard Schulze sagte, für den Zentralrat sei es überlebenswichtig, medial präsent zu bleiben, denn er existiere praktisch nur über Medialität. Deswegen sei er auch so aktiv. «Er hat zwar kleine soziale Bindungen und Zirkel aufbauen können, aber er hat bis heute keinen sozialen Ort, wie zum Beispiel eine Moschee», sagte der Islamwissenschaftler. «Der Zentralrat ist ein reines Informationsnetzwerk, und in dem Sinn sind alle Formen der medialen Aufmerksamkeit, egal wie negativ sie auch sind, eine Blutzufuhr.»

Das Projektionsfeld des Zentralrats für ihre innerislamische Debatte sei Saudi-Arabien, sagte Schulze. «Am ehesten identifizieren sie sich dabei mit der Tradition eines syrischen Gelehrten, der in Medina gelebt hatte und 1999 starb, Muhammad al-Albani. Die Albani-Tradition, die eine sehr puritanische Interpretation der Tradition der Wahhabiten darstellt, ist für sie der relevante Aspekt – ohne dass sie das publik machen würden.» Schulze erklärte, man könne das mit den Calvinisten des 16. Jahrhunderts vergleichen: «Radikale Puritaner, die meinen, die Religion vollzieht sich nur in einer puritanischen Gesellschaft, nicht in einer einzelnen Person.» Diese Regeln würden aus der unmittelbaren Tradition des Propheten Mohammed abgeleitet.

In Saudi-Arabien sei die Herrschaft heute getrennt: Die Könige regierten, die wahhabitischen Gelehrten führten die soziale Kontrolle durch. «Es gibt immer mehr Leute, die diese Dichotomie und damit das saudische Regime angreifen, das als Kolonie der USA betrachtet wird, und die für die puritanische Ordnung

den Herrschaftsanspruch einfordern. Mit dieser neuen, nichtdualistischen Wahhabia identifiziert sich der Islamische Zentralrat», sagte Schulze.

Auf der amerikanischen No-Fly-Liste, auf der Fahndungsliste der Ägypter

Polizeikontrollen am Flughafen, in der S-Bahn, an Tankstellen

Illis Besuche bei einem jüdischen Psychologen

Kaum hatte Qaasim Illi, ausgerüstet mit einem Rollkoffer und einer Aldi-Tüte, im April 2016 den Zürcher Flughafen betreten, war er von zwei Kantonspolizisten kontrolliert worden. «Daran habe ich mich längst gewöhnt», sagte er mir später. «Ich fühle mich wie unter Joseph McCarthy im Kalten Krieg: Man geht gegen uns vor, als wären wir die fünfte Kolonne der Sowjetunion. Ich würde eigentlich ganz gerne meinen Job als Sprecher des Zentralrats abgeben und mich noch stärker der Lehre widmen. Aber ich finde keinen Nachfolger. Denn das kann nur eine Person sein, die bereit ist, alles aufzugeben. Mit dieser Position verlieren Sie sofort Ihren Job. Und nicht nur das. Wir haben jede Woche mehrere Leute, die sich bei uns melden, weil die Polizei bei ihnen vor der Haustür steht.»

Da er mir diese Leute «aus Diskretionsgründen», wie er sagte, nicht vermitteln wollte, konnte ich seine Aussage nicht überprüfen. Tatsache ist, dass Illi eine jener weltweit rund 50 000 Personen ist, die auf der No-Fly-Liste der USA stehen. Er darf kein Flugzeug in die USA besteigen, nicht mal eines, das den US-Luftraum nur durchquert. Nach Kanada darf er auch nicht mehr reisen. 2013 war er auf dem Weg zu einer islamischen Konferenz am Flughafen von Vancouver festgenommen und zwölf Stunden lang verhört worden, bevor er mit einem Einreiseverbot belegt und zurück in die Schweiz geschickt wurde. Und was er über seine Frau Nora sagte, klang auch nicht besonders erfreulich: «Nora wird in Ägypten per Haftbefehl gesucht wegen Unterstützung einer terroristischen Vereinigung.»

Als im Januar 2011 auf dem Tahrirplatz die Revolution losging, seien er und Nora dabei gewesen. «Schnell waren wir auf dem ganzen Platz bekannt als die beiden Schweizer», sagte Illi. Als im Nachgang zur Revolution die Muslimbrüder wieder vom Militär weggeputscht wurden, sei ihm die Einreise verweigert worden. Einen Monat später, im Oktober 2013, sei ein Bekannter in Kairo zwei Wochen im Gefängnis gelandet. «Die Polizisten prügeln ihn fast zu Tode», sagte er. «Die wollten wissen, wo Nora ist.»

Ich sagte, er habe ganz schön Glück gehabt, dass man ihm damals bloss die Einreise verweigert habe, statt ihn umgehend in Haft zu stecken. Er sagte: «Sie nennen es Glück. Ich nenne es Allahs Wille.» So redete Qaasim Illi ständig. Allah über alles.

Warum sie in Ägypten genau gesucht werde, darüber hatte Nora Illi mit mir nicht sprechen wollen. Wir hatten an einem regnerischen Donnerstagnachmittag im Büro des Zentralrats gesessen, auf dem Tisch war ihre jüngste Tochter herumgekrochen, und sie hatte mir aufgezählt, welche Medien ihr – neben dem Günther-Jauch-Talk – schon Geld für eine Homestory geboten hätten. Nora Illi, die als Teenager mit den trinkfreudigen Punks vom Bahnhof Zürich Stadelhofen herumgehungen hatte, sass mir dabei komplett verhüllt gegenüber und sagte, so fühle sie sich frei. «Es hat mich in der Schweiz immer gestört, wie despektierlich man den Frauen begegnet», sagte sie. «In einem islamischen Land ist es unvorstellbar, dass ich meine Einkaufstüten selbst nach Hause tragen muss. Sofort kommt ein kleiner Helfer angerannt. Aber in der Schweiz? Ich gehe in die Migros und schleppe selbst. Das gehört sich einfach nicht für eine Frau.»

Ich dachte an die Worte von F., die hinter Noras Verschleierung vor allem Unsicherheit vermutete. Und an die Worte von Ferah Ulucay, die gesagt hatte, Nora Illi sei nicht gerade die sozialste Person. Das Gespräch mit der völlig verschleierte Frau verlief harzig. Sie war dabei ziemlich das Gegenteil von ihrem Mann. Auf Fragen hatte sie zwei Antworten parat: «Warum wollen Sie das wissen?» Und: «Woher haben Sie diese Informationen?» Nach einer knappen Stunde sassen wir uns schweigend gegenüber. Ich verabschiedete mich. Nachdem ihn die Flughafenpolizisten an jenem

Morgen im April kontrolliert hatten, kaufte Qaasim Illi in der Migros Schokolade für die Teilnehmer einer Konferenz in Doha – seinem Reiseziel – zum Thema «Gebetszeiten – nach welchen wissenschaftlichen Methoden sollen sie berechnet werden?». Schweizer Schokolade, sagte er, sei an solchen islamischen Konferenzen immer ein begehrtes Mitbringsel. Er wollte mir nicht genau sagen, wie häufig er verreist und wohin, aber ich vermutete, dass das ziemlich häufig der Fall war, denn einen Termin mit ihm zu finden, war schwer. Manchmal sagte er nebenbei, er sei gerade aus Berlin zurückgekehrt, oder nächste Woche sei er an einem Kongress in Istanbul und dazwischen auf den Philippinen – und irgendwann, gegen Ende meiner Recherche, war er für mich einfach nicht mehr erreichbar. Er hatte die Schweiz für drei Monate verlassen, wie er mir am Telefon mitteilte, um auf der Arabischen Halbinsel «den Ramadan zu geniessen». Und als wir zusammen an den Business-Class-Schalter der Qatar Airways traten, sagte der Angestellte: «Herr Illi! Sie schon wieder! Willkommen! Letzte Woche Kuwait – wo geht es heute hin?»

Das war Qaasim Illis Leben: Er arbeitete zwanzig Prozent als IT-Supporter, er fuhr einen alten Mazda, lebte mit sechs Kindern und seiner Frau Nora in Bern (laut seinem Wikipedia-Eintrag lebte er dort noch mit einer zweiten Frau, was sowohl er wie auch Nora bestritten, wenn auch beide die «Vielehe» befürworteten). Er lebte von «Zuwendungen», privaten Spenden, und reiste im Namen des Islam durch die Welt. «Dschihad-Jetset», sagte ich zu ihm, nachdem er für die Business Class eingeklickt hatte. Es war offensichtlich kein guter Witz. Statt zu lachen, blickte er nervös um sich, obwohl weit und breit niemand zu sehen war. Aber vielleicht hatte er recht, wir befanden uns immerhin an einem Flughafen. Er sagte: «Der sogenannte kleine Dschihad, auf den Sie wohl ansprechen, der Dschihad an der Waffe, ist der wesentliche Teil des islamischen Kriegsgerichts. Er kann nur dann Anwendung finden, wenn ein Sultan offiziell einen Krieg erklärt, ein Individuum kann das nicht, ich kann das nicht, das ist mein erklärter Glaube. Ich bin in meiner Situation nicht berechtigt, einen Dschihad zu führen.»

Ich sagte, ich würde ihn gerne auf einer seiner Reisen begleiten. Er antwortete, das würde sehr schlecht ankommen: «Sehen

Sie, das sind Kongresse, an denen die Zukunft des Islam diskutiert wird. Es geht um Fachfragen. Ein Journalist ist da völlig fehl am Platz.» Aber wenn er von der Organisation für Islamische Zusammenarbeit den eingezeichneten Projektkredit von 70 000 Franken erhalte, könne ich ihn auf einer Forschungsreise an islamische Universitäten begleiten. Die Reise sollte die Grundlage legen für Illis Traum von einer theologischen islamischen Universität im deutschsprachigen Raum, einem staatlich unterstützten 300-Millionen-Projekt, «eine eigenständige islamische Universität, die nicht vom europäischen Denken verwässert ist und ohne Lehrstühle, die nur ein westlich diskursiver Versuch sind, über den Islam eine eigene autoritäre Hoheit zu erlangen».

Er sagte, die «Herausforderung Säkularismus» greife auch in den islamischen Ländern um sich. «Diese Frage treibt mich an: Wie kann man ihr entgegenwirken?» Dann sagte er: «Der Punkt, warum sich viele Leute einem radikalen Islam zuwenden, ist der: *Der Westen bietet keine Gemeinschaft. Alles ist auf das Individuum ausgelegt. Und in diese Bresche springen wir, und zwar gekonnt und ausgeklügelt. Das sage ich ganz offen.* Wir sind kein Dachverband, der sich dafür entschuldigt, dass wir Muslime sind.»

Offensichtlich passte ihm mein Gesichtsausdruck nicht. Ziemlich gereizt sagte er: «Ich stelle immer wieder fest, dass es unter Journalisten in Bezug auf die Vernetzung und die Relevanz des Zentralrats eine naive Wahrnehmung gibt. Die einen überhöhen uns, die anderen stellen uns als Dorfverein dar. Die Realität ist die: Wir sind international und national relativ stark vernetzt. Moscheen wollen oder können sich zum Beispiel nicht mit Füllen junger Leute beschäftigen, die sich radikalisieren. Also delegieren sie diese Fälle an uns. Wir sind die einzige Anlaufstelle.» Deshalb kämen die Leute auch zum IZRS, wenn sie Rat bräuchten, weil sie gegenüber einer Lehrerin den Handschlag verweigern wollten. Oder wenn, wie laut Illi kürzlich geschehen, die Tochter eines Schweizer Polizisten plötzlich vom IS schwärme (der Polizist habe mit ihm Kontakt aufgenommen, nachdem Illi im März dem Schweizer Polizeimagazin «Police» ein längeres Interview gegeben hatte). «Der IS versucht, sie von mir fernzuhalten, weil ich für ihn als Apostat gelte.

Weil ich den IS nicht unterstütze, weil ich ihn nicht anerkenne», sagte Illi. Die Indoktrination geschehe über Facebook. «Der IS ist sehr aktiv, er fischt, er angelt. Und als Erstes sagt er: «Es werden Leute auf dich zukommen, die werden dies und das erzählen, und das sind alles Lügner. Die sitzen in der Schweiz und reden lieber mit einem Journalisten, statt dass sie in Syrien für das Kalifat kämpfen und sich für ihre Brüder in die Luft sprengen.» Und wenn wir auf die Leute zugehen, läuft sofort dieses Programm ab. Wir legen in den Diskussionen die geringe Autorität, die wir haben, in die Waagschale. Die Idee einer Rückkehr einer islamischen Staatlichkeit unterstützen auch wir. Aber nicht auf diese Art und Weise. Wir sagen: «Deine Absicht ist richtig, aber Methode und Praxis sind falsch.»

Wenn Qaasim Illi vom IS redete, dann klang das genau so, wie wenn die grosse Mehrheit der Muslime vom Islamischen Zentralrat redete, von Illi, dem Rattenfänger, und ich überlegte mir, ihn darauf hinzuweisen, liess es dann aber bleiben.

Er stehe gerade mit fünf jungen Schweizerinnen in Kontakt, die er davon abzuhalten versuche, sich dem Islamischen Staat anzuschliessen. «Eine junge Schweizerin befindet sich in diesem Moment in einem Hotel in Istanbul», sagte Illi. «Vor zwei Tagen ist sie dorthin geflogen und wartet nun auf den Übertritt nach Syrien. Ich versuche, das mit allen Mitteln zu verhindern. Ich habe vor Ort Leute mobilisiert, die versuchen werden, sie zurückzubringen.» Er sagte, diese jungen Frauen glaubten, in Syrien erwarte sie eine Utopie und in der Schweiz gebe es niemanden, der sich damit beschäftigen wolle.

Diese jungen Leute, sagte Illi, seien in einem irrsinnig schnellen Prozess radikalisiert worden. Häufig seien sie bis vor kurzem noch gar keine Muslime gewesen, hätten überhaupt keinen kulturellen Bezug, oder sie waren vielleicht schon Muslime, aber sie praktizierten den Glauben nicht. «Gestern Disco, heute Kalifat», sagte Illi. «Diese Leute haben vielleicht einen Bezug zur islamischen Tradition, vielleicht durch die Familie. Doch den inneren Diskurs in der islamischen Bewegung, der sich zu 99 Prozent gegen den IS richtet, kennen sie gar nicht. Gestern rief mich eine Bekannte an: «Ich bin gerade am Theoriekurs für die

Fahrprüfung, und hier hat es eine Muslimin, Bosnierin, sie trägt noch nicht einmal ein Kopftuch, aber sie schwärmt vom Islamischen Staat. Sie will so schnell wie möglich dort hin.» Ich frage Illi, wie viele Schweizerinnen und Schweizer er davon abgehalten habe, in den Dschihad zu ziehen. Er sagte: «Zwischen zwanzig und dreissig.»

Ich hatte Zweifel an diesen Zahlen. Dagegen sprach – wie eine gut informierte Quelle wusste –, dass bei der sogenannten Hotline, die der IZRS medienwirksam für Radikalisierungsfälle eingerichtet hatte, praktisch niemand angerufen hatte, sodass die Linie nach kurzer Zeit wieder abgeschaltet wurde. Ich sagte, dass ich mit solchen Leuten reden wollte. Er sagte, das sei unmöglich. Stattdessen bot er mir an, dass ich einen Chat lesen könne. Einen Whatsapp-Chat zwischen Illi und einem jungen Schweizer namens Ferhat, der sich dem Islamischen Staat angeschlossen hatte. «Ferhat war kurzzeitig Mitglied des Zentralrats gewesen. Als ich erfuhr, dass er nach Syrien gereist war, kontaktierte ich ihn. Das Gespräch war brutal. Er sagte: «Qaasim, wenn du in der Schweiz stirbst, dann stirbst du als Ungläubiger.» Einen Monat später, sagte Illi, war Ferhat tot.

Ich fragte mich nicht zum ersten Mal, warum Illi mir das alles erzählte. Ich rief den Psychologen Samuel Althof an, der in Basel die Fachstelle Extremismus und Gewaltprävention leitet, und von dem ich wusste, dass er Illi seit über zehn Jahren beobachtete, seit dessen Besuch bei Scheich Jassin, und mit ihm im Gespräch stand. Althof hatte sich damals bei Illi gemeldet. Illi hatte ihn inzwischen bereits mehrere Male besucht. «Dass ich ihm meine jüdische Figur entgegensetzte, war für ihn nie ein Thema», sagte Althof. «Er wirkte auf mich immer, als wäre er sehr darum bemüht, kein Antisemit mehr zu sein. Als würde sein früherer Antisemitismus in Konflikt stehen mit den theologischen Erkenntnissen aus seinem Studium, wonach man im Islam ja durchaus mit den Juden friedlich leben kann.»

Wir kamen auf den Hauptgrund meines Anrufs zu sprechen. Und es stellte sich heraus, dass ich mit meiner Frage nicht allein war: «Auch ich habe mich schon öfter gefragt: Warum erzählt er mir das jetzt so unbefangen, freundlich und offen?», sagte

Althof. Der Psychologe schien darauf auch eine Antwort zu haben. Illi wirke auf ihn wie ein verletztes Kind, dem das Urvertrauen fehle; er habe sich deshalb in ein abgeschlossenes Weltbild geflüchtet, das ihn wie eine Krücke stütze: «Wenn man ihn als Menschen ernst nimmt, wenn er merkt, dass man trotz der wahnsinnig aufgeladenen Geschichte ein ganz normales Gespräch führen kann, kommuniziert er plötzlich ganz nahe, wirkt regelrecht erleichtert, als würde er sich einem auf den Schoss setzen. Diese Bedürftigkeit lässt ihn erzählen, und das führt Illi in schwierige und widersprüchliche Situationen», sagte Althof.

«Diese Verletzung hat viel mit seinem Vater zu tun, von dem er sagt, dass er ein Alkoholkranker gewesen sei, dass er nie da war», sagte Althof. «Illi verhält sich wie ein Ko-Alkoholiker: Er hängt an der Religionspritze. Diese gibt ihm eine scheinbar existenzielle Struktur. Gleichzeitig vernachlässigt er dadurch seine Familie – wie schon sein Vater. Er ist ja immer unterwegs. Das Vatersein hat er nicht drauf. Als er vor einem Jahr erneut Vater wurde, gratulierte ich ihm, von Vater zu Vater. Er konnte damit nichts anfangen.»

Die Paranoianummer im IZRS-Büro mit Fingerabdruckscan und mit den Sicherheitsleuten an den Veranstaltungen halte er deshalb auch gar nicht für eine Show. «Als Psychologe könnte ich sagen: Ein Kind, das sich in der Familie nicht willkommen fühlt, nimmt die Schuld dafür auf sich und entwickelt früh von tiefer Angst erfüllte Bilder. Illi hat mir gegenüber schon mehrmals von Situationen berichtet, in denen er verfolgt worden sei. Und man muss sich nichts vormachen: Der IZRS wird massiv überwacht, und in den Medien wird er als riesige Gefahr dargestellt. Das spielt dann zusammen: War diese seltsame Polizeikontrolle in Südfrankreich, von der er mir kürzlich erzählte, nur ein reiner Zufall, oder sind sie wirklich hinter ihm her?»

Diese Paranoia, die Illi umgab, hatte inzwischen auch ein bisschen auf mich abgefärbt: Nachdem wir uns am Zürcher Flughafen getroffen hatten, war ich durch den ganzen Flughafenkomplex gelaufen, vom Gateeingang, wo wir uns verabschiedet hatten, die Rolltreppen hinunter bis zum unterirdischen Bahnhof. Ich stand schon in der S-Bahn, als

mich plötzlich zwei junge Männer in Zivilkleidung bedrängten. Um ihre Hälse hingen an silbernen Ketten Ausweise, auf denen «Police» stand. «Kantonspolizei, Personenkontrolle», sagte der eine. «Routinekontrolle», sagte der andere.

«Ich halte Qaasim Illi im Moment nicht für staatsgefährdend», sagte Samuel Althof bei unserem Telefonat. «Er fühlt sich zwar verpflichtet, aus einer äusserst konservativen Perspektive heraus den Islam zu verbreiten, und der Zentralrat ist dabei sein Kampfkonstrukt. Aber was ihn interessiert, ist die theologische Ausrichtung, nicht die Gewalt. Er sucht dabei die Auseinandersetzung, die Reibung. Entdeckt er Unsicherheiten in muslimischen Familien oder deren Umfeld, zum Beispiel bei der Frage, ob man einer Lehrerin die Hand zu geben habe oder nicht, dann hängt er sich voll rein, auch juristisch. So versucht er, Boden zu gewinnen.»

Was meinte Althof, wenn er sagte, er halte Illi «im Moment» nicht für gefährlich? «Diesen Zusatz halte ich für wichtig», sagte er. «Der Islam gibt Illi eine klare Struktur, die ihn davor bewahrt, auszuscheren. Stellen Sie sich einen Lastwagen mit einem grossen Anhänger auf der Autobahn vor. Wenn man seine Vergangenheit betrachtet, wird deutlich, dass er keine hundertprozentig gefestigte Person ist, und er hat auch eine Affinität zu Gewalt, wie sein Besuch bei Scheich Jassin gezeigt hat. Wenn der Islam in seinem Leben relativiert würde, wenn zum Beispiel seine Frau Nora plötzlich ihren Schleier ablegen und davonlaufen würde, könnte ich mir gut vorstellen, dass er zu anderen Mitteln greift, dass der Anhänger des Lastwagens ausbricht.»

Das geschwärzte Chat-Protokoll mit einem Schweizer IS-Kämpfer

Massenmörder Deso Dogg und die Rettung aus der «Sünde des Rap»

Das Kalifat im Herzen

Zwei Wochen nach unserem Treffen am Flughafen sass ich im Büro in Bern Bümpliz vor Illis Bücherwand. Er hatte den Whatsapp-Chat mit Ferhat ausgedruckt, dem jungen

Schweizer, der ausgezogen war, um für den Islamischen Staat zu kämpfen, und dabei gestorben war. Der Chat war eine Art Interview. Gewisse Stellen seiner Fragepassagen hatte Illi geschwärzt. Dass er Passagen schwärzte, hielt ich für ein nicht so gutes Zeichen. Was sollte ich nicht wissen? Er sagte: «Wenn diese Passagen ohne Kontext im «Blick» publiziert werden, dann ist hier die Hölle los. Ich musste ihm ein wenig schmeicheln, wissen Sie. Ich wollte mit ihm ins Gespräch kommen.» Weiter wollte er sich dazu nicht äussern.

Dann sagte Illi, ich dürfe die Unterlagen auf keinen Fall mit meinem Smartphone fotografieren oder sonst wie kopieren. (Die Tür, die bei meinem ersten Besuch nur mit einem Fingerabdruckscan zu öffnen war, hatte bei diesem Besuch nun weit offen gestanden, und auch der strahlensichere Stahlkoffer war verschwunden, in den mein Smartphone bei meinem ersten Besuch verschwunden war.) Dann verliess Illi für zehn Minuten den Raum. War das ein Test? Oder eine Aufforderung? Manipulierte er mich? Hatte er bloss sein Gewissen reinigen wollen, und war es ihm letztlich ziemlich egal, ob ich den Chat kopieren würde? Als er zurückkam, wartete er, bis ich fertig gelesen hatte, dann sammelte er die Papiere ein und liess sie durch einen Aktenvernichter.

«Aasalaamu alayka ya Ferhat, in sha’ Allah erreicht dich diese Nachricht bei bester Gesundheit», begann der Whatsapp-Chat zwischen Qaasim Illi und seinem ehemaligen Mitstreiter. «Der Grund, warum ich mit dir Kontakt aufnehme, ist, dass ich die Medienberichte über dich als störend oberflächlich empfinde», schrieb Illi.

Ferhat antwortete, er könne Illi durchaus Einblick in das Leben im Kalifat geben, wies aber anfänglich mehrfach darauf hin, dass Illi kein echter Muslim sei, solange er ausserhalb des Kalifats lebe, «erniedrigt, in Angst», und dass es der Opferbereitschaft von Männern wie Usama Bin Laden und Abu Bakr al-Baghdadi zu verdanken sei, dass die «Kuffar», die Ungläubigen, nun auch in Angst lebten. Illi lebe in «diesem dreckigen Land», wo er vom Übel umzingelt sei: «Dort in der Schweiz wirst du nie den Islam richtig praktizieren können, da du unter der Herrschaft von Satan bist ... ausser du machst deine Ablehnung gegenüber allem, was Allah nicht verehrt, und deine Feindschaft

gegenüber ihnen öffentlich. Es ist nicht möglich für einen Muslim, ein Zusammenleben mit den Feinden Allahs.»

Die beiden schrieben in einer Sprache, die aus der Zeit gefallen schien. Illi erklärte Ferhat auf dessen Angriff, warum er ein Leben in der Schweiz einem Leben im Kalifat vorziehe: «Wenn du sagst, dass das Leben als Muslim im Dar al-kuft, [im nicht muslimisch-beherrschten Haus des Krieges], an sich problematisch ist, geben dir wohl alle klassischen Gelehrten recht. (...) Heute aber sagen viele, dass es genau umgekehrt sei. Wer die Rückkehr, die Auswanderung zum Beispiel in den Islamischen Staat vollziehe, setze sich und seine Familie einer Gefahr für Leib und Leben aus. Die Chance, verletzt, getötet oder gefangen genommen zu werden, ist dort im Moment um ein Vielfaches höher als etwa in der Schweiz. Dies mag für all jene keine Rolle spielen, die ohnehin als Mudschaheddin den Märtyrertod suchen. Doch was ist mit Frauen und Kindern?» Zudem gebe es Gerüchte, dass der IS die eigenen Leute unter Druck setze. «Es gibt auch Gerüchte, die besagten, dass gewisse Muhaajiruun mit viel Misstrauen empfangen worden seien und ungemütlichen Verhören unterzogen wurden. Sodann wird behauptet, dass eigene Leute aussergerichtlich umgebracht wurden.» Diese Gerüchte, führte Illi aus, gebe es in Bezug auf einen Schweizer Gymnasiasten aus Biel, der in den Dschihad gezogen sei. Zudem gebe es Gerüchte, wonach der Winterthurer Thiboxer Valdet Gashi, der sich ebenfalls dem IS angeschlossen hatte, «nicht bei einem Luftangriff umgekommen sei, sondern intern liquidiert worden sei». Ferhat antwortete zweideutig. «Wenn du deine Informationen von den Kuffar nimmst, so wirst du noch viel Falsches hören Qaasim (...) aber wegen dem Töten eigener Leute ... ehmm, das Kalifat alhamdulillah geht streng gegen diejenigen vor, die die Anzeichen der Abtrünnigkeit haben.»

Illi schrieb: «Ich weiss ja nicht, wie oder weshalb du zu praktizieren begonnen hattest, jedoch ist es doch so, dass seit der Etablierung einiger du’at im deutschsprachigen Raum, allen voran Pierre Vogel, etwas in Gang gekommen ist. Der Ruf zum Islam hat Tausende vom Atheismus zum

Tawhid, zum Glauben an den einzigen Gott, geführt und noch mehr aus der Sünde des Alkohols, der Drogen, des Rap etc. gerettet. Ein bekanntes Beispiel ist ja Deso Dogg.» Der nun folgende Abschnitt war geschwärzt. Ich sollte nicht erfahren, wie sich Illi weiter über Deso Dogg äusserte, den ehemaligen Rapper aus Berlin, der ein Anführer des Islamischen Staats geworden war.

Dass Illi und der im Chat erwähnte Pierre Vogel befreundet waren, war kein Geheimnis. 2009 hatte Illi den deutschen Konvertiten in die Schweiz eingeladen, die Behörden erliessen aber ein Einreiseverbot gegen Vogel. Später hatte Vogel im Internet Opfer von Morden und Vergewaltigungen des Islamischen Staats verhöhnt, in dem er eine «Jesiden-Hotline» einrichtete, «unter der ihr gerne anrufen und zum Islam übertreten könnt, um vor der Hölle gerettet zu werden (...) werdet noch heute Anhänger der einzig wahren Religion». Inzwischen, im April 2016, war Vogel selbst vom Islamischen Staat in dessen Monatsmagazin «Dabiq» zur Tötung freigegeben worden, weil er lieber in Köln lebte als im Kalifat.

Es war aber vor allem Illis Bewunderung für die «Rettung» Deso Doggs, die mit seinem öffentlichen Pochen auf Frieden und Religionsfreiheit komplett unvereinbar schien. Öffentlich twitterte Illi zum Beispiel nach einem Bombenanschlag des IS im pakistanischen Lahore: «Was beweist den Bankrott einer Ideologie besser, als das Tor zu einem Park voller Frauen und Kinder in die Luft zu jagen?» Deso Dogg wiederum war der Inbegriff dessen, was Illi öffentlich kritisierte. Im privaten Chat bezeichnete Illi den Weg von Deso Dogg zum Islamischen Staat aber als «aus der Sünde des Rap gerettet». Der «Spiegel» nannte das in denselben Monaten «Vom Rapper zum Mörder». Zu jener Zeit im Frühsommer 2015, als Illi diese Zeilen schrieb, war Deso Dogg alias Denis Cuspert längst ein weltweit gesuchter Kriegsverbrecher, einer der führenden Köpfe des Islamischen Staats. Im November 2014 hatte er mit dem abgetrennten Kopf eines Kämpfers gegen den IS posiert und die Enthauptung gerechtfertigt.

Illi gab seinem Chatpartner Ferhat den Rat, bei der digitalen Kommunikation vorsichtig zu sein, da die USA (der anschliessende, wahrscheinlich ausfällige Zusatz war geschwärzt) so dessen Standort orten könnten. Zudem kritisierte er, dass es sehr schwer sei,

mit höheren Kadern des IS persönlich zu sprechen: «Ich habe mit einem mittleren Kader im Osten gesprochen vor einigen Wochen und ihn gefragt, ob er jemals mit einem der beiden Führer direkt gegessen und geredet habe. Er lachte und sagte, dies sei ein Traum. Dies finde ich fragwürdig, Sicherheitsmassnahmen hin oder her, wie du ja auch immer wieder betonst, erreicht uns kein Unheil, es sei denn, Allah hat es für uns vorgesehen.»

Irgendwann schrieb Illi: «Du musst mich entschuldigen für diese vielen Fragen, aber ich bin ein skeptischer Mensch.» Im ganzen Chatverlauf stellte er in der Tat derart viele Fragen, dass ich mich irgendwann fragte, ob Illi womöglich ein Spion war. Andererseits war ich überzeugt, dass Illi für einen Spion zu viel redete.

Im weiteren Verlauf des Chats nannte Illi die Kämpfe in Syrien einen «islamischen Befreiungskampf», der aber von «einzelnen Elementen» mit Angriffen gegen die Türkei gefährdet werde: «Aber es ist genau, wo meine Kritik am IS eben ansetzt. Ich verstehe, dass man als loyaler Anhänger des Wahabismus, der sich nur mit seinesgleichen abgibt, als Anhänger des Glaubens an die Einzigartigkeit Gottes, am liebsten alles, was die Scharia nicht umsetzt, auf einmal bekämpfen will. Doch ist das realistisch? Kann das wirklich funktionieren? War das Vorgehen des Propheten so? Ging er gegen Mekka, Persien und Konstantinopel zur gleichen Zeit? Jeder Muslim muss in seinem Herzen die Rückkehr des Kalifats, des Islamischen Staats, der Scharia als Ziel im Diesseits haben, genauso wie es ihn mit Blick auf das Jenseits nach dem Jannat al-Firdaws, der höchsten Stufe des Paradieses, dürstet. Aber ich sehe einfach nicht, wie dieser Krieg gegen alle auf einmal zu gewinnen sein soll. Darüber hinaus macht mir das Vorgehen gegen Muslime Sorgen. Ich habe für mich einfach die Prämisse gesetzt, dass ich lieber getötet werde, als dass ich einen Muslim töten muss.» Die folgenden Abschnitte waren geschwärzt.

Die Rückkehr des Kalifats, die Scharia im Herzen, für dieses Ziel aber nicht gegen alle auf einmal kämpfen, und vor allem nicht gegen Muslime: Was Qasim Illi hier schrieb, klang nicht nur kriegerisch, es klang vor allem wie eine Zusammenfassung der Predigten von Aiman al-Sawahiri, dem Gründer von al-Kaida, der mit dem Islamischen Staat mit eben-

dieser Argumentation gebrochen hatte: Kampf für das Kalifat mit allen Mitteln, aber nicht gegen Muslime.

Eines war während der Recherche klar geworden: Qasim Illi stand nicht auf der Seite jener Islamisten, die im Namen des Islamischen Staats in Paris, Brüssel, Nizza, Ansbach (aber auch in Kabul, Bagdad, Lahore) Zivilisten nach dem Leben trachteten. Diese Leute sahen Menschen wie ihn ebenfalls als Apostaten an, die es umzubringen galt.

Vor allem aber hatte sich eine merkwürdige Spannung im Gefüge herauskristallisiert. Eine Spannung, die häufig keinen Sinn ergab: Wenn in Saudi-Arabien Schiiten hingerichtet wurden, stellte sich der Zentralrat öffentlich gegen antischiitische Tendenzen. Gleichzeitig verherrlichte und romantisierte er Muhaysini, den Kriegsfürsten mit der Kalaschnikow, der als sunnitische Terrorist alle Schiiten sofort an die Wand stellen würde. Illi verurteilte auf seinem Twitter-Account regelmässig Gewalt – auch wenn sie wie in Lahore Christen betraf. Um dann wiederum, in einem Chat, den islamistischen Massenmörder Deso Dogg dafür zu loben, dass er sich von der «Sünde des Rap» losgesagt habe (seine wenig überzeugende Rechtfertigung dafür war, dass er sich der Taten von Deso Dogg nicht bewusst gewesen sei). Er orientierte sich am Wahabismus, der einen Machtanspruch stellte. Wenn man Illi aber darauf festnagelte, sagte er, für die Schweiz sei das nicht so wichtig. Er sagte dann: «Mein Wunsch in Bezug auf die Schweiz wäre es, wenn Muslime möglichst frei von Zwängen ihren Platz in der Gesellschaft erhalten würden.» *Statt dass sich die Dinge klärten, wurden sie immer verworrener – je länger ich mit Qasim Illi Zeit verbrachte.*

Als ich ihn einmal fragte, wie er es mit den vielen Widersprüchen in der Schweiz überhaupt aushalte, sagte er: «Ein Kalifat ist in der Schweiz keine Option. Das Leben im Hier und Jetzt ist systemtheoretisch zu begreifen: Die Scharia kann im Westen nicht umgesetzt werden. Es ergibt auch keinen Sinn, wenn die Mehrheit der Bevölkerung das nicht will.» Er liebe die Schweiz. Sie sei trotz Minarettverbot und womöglich bald national geltenden Verhüllungsverbots seine Heimat, in der er unermüdlich für die Rechte der Muslime kämpfen werde. Doch dann fuhr er plötzlich aus der Haut: «Ich bin hier als Röstifresser geboren. Was soll ich denn tun? Und deswegen bin ich

mit Widersprüchen konfrontiert, für die es keine einfachen Antworten gibt.»

Saïda Keller-Messahli hatte mir bei unserem Treffen gesagt, das Durcheinander, die Verworrenheit, entstünden, weil Qasim Illi mit den Mitteln der Demokratie versuche, diese auszuhebeln und sich dabei, als Wolf im Schafspelz, ständig in Widersprüche verstricke. Vielleicht war das wahr. Manche Gesprächspartner vermuteten auch, dass Qasim Illi gemerkt hatte, dass es nicht so einfach war, für eine Vielzahl von Muslimen zu sprechen, und dass er deshalb besser schwammig blieb, um nicht noch mehr Leute abzuschrecken.

Vielleicht aber war die Wahrheit auch weit weniger spektakulär. Als ich mit seinem ehemaligen Professor Reinhard Schulze über all die Widersprüche geredet und ihn gefragt hatte, wo Illi eigentlich stehe, hatte Schulze die Hände verworfen und gesagt, wenn Qasim Illi doch selbst bloss wüsste, wo er eigentlich stehe. Und vielleicht war viel mehr das der Punkt. Vielleicht war Illi gar nicht der Manipulator und grosse Kommunikator, der unser aller Empörung gezielt als Werbung für seinen radikalen und ultrakonservativen Zentralrat nutzte, um letztlich das System zu stürzen und die Schweiz in einen islamischen Gottesstaat zu verwandeln. Womöglich war Qasim Illi in erster Linie einfach verwirrt, pendelnd zwischen der eher unspektakulären Rolle eines getriebenen Islamwissenschaftlers mit grossem theologischem Interesse und jener des radikalen Predigers und Bewunderers von Terroristen, die bereit sind, im Dschihad zu sterben. Ein Mann womöglich auch, der irgendwann Angst vor seinem eigenen Extremismus und den damit verbundenen Konsequenzen bekommen hat. Ein Mann mit einem bemerkenswerten Weg: in kurzer Zeit vom evangelikalen Jesus Freak zum Veranstalter von grossen Technopartys zum Auns-Mitglied zum fliessend arabisch sprechenden Gründer des Islamischen Zentralrats zum umtriebigen Vielflieger in Sachen Islamismus und, wie er stets betonte, zum Verfechter von Religionsfreiheit und Frieden. Ich konnte mir Qasim Illi durchaus gut vorstellen, wie er in ein paar Jahren, vom Glauben abgekehrt, eine völlig andere Mission verfolgen würde – wie er zum Beispiel als bekehrter Atheist leidenschaftlich vor dem Islam warnte.

Bisherige Preisträgerinnen und Preisträger

1981

Hugo Bütler, Peter Frey, Urs P. Gasche

1982

Caroline Ratz, Jonn Häberli, Wilfried Maurer, Hans Moser, Edmund Ziegler

1983

Andreas Kohlschütter, Gisela Blau, Gottlieb F. Höpli, Peter Meier

1984

Dieter Bachmann, Georg Gerster, Anna–Christina Gabathuler

1985

Margrit Sprecher, Herbert Cerutti, Arthur K. Vogel

1986

Markus Mäder, Verena Eggmann, Hans Caprez Klaus Vieli, Benedikt Loderer

1987

Christian Speich, Jürg Frischknecht, Martin Born

1988

Werner Catrina, Barbara Vonarburg, Christoph Neidhart

1989

Beat Allenbach, Hansjörg Utz, Rolf Wespe Alois Bischof, Niklaus Meienberg, Jürg Rohrer

1990

Ursula Binggeli, Colomba Feuerstein, Urs Haldimann, Toni Lanzendörfer, Josef Rennhard, Al Imfeld, Stefan Keller Hedi Wyss, Hanspeter Bundi

1991

Peter Hufschmid, Christoph Keller, Christina Karrer, Ernst Hunziker, Guerino Mazzola, Isolde Schaad

1992

Hans Caprez, Christine Fivian–Isliker, Erwin Koch, Patrik Landolt, Linus Reichlin, Mix Weiss, Nadia Bindellam, Regula Heusser (Swissairpreis)

1993

Thomas Burla, Antonio Cortesi, Sepp Moser, Kaspar Schnetzler, Walter Sturzenegger, Barbara Suter, Edith Zweifel, Peter Pfrunder (Swissairpreis)

1994

Herbert Fischer, Peter Haffner, Stefan Keller, Willi Wottreng, Brigitte Hürlimann (Swissairpreis), Giorgio von Arb (Swissairpreis)

1995

Erwin Haas, Erwin Koch, Herbert Cerutti, Regula Heusser–Markun, Richard Stoffel, Martin Frischknecht (Swissairpreis)

1996

Irène Dietschi, Lukas Lessing (Text), Ute Mahler (Bild), Bernard Senn, Ronald Sonderegger, Peer Teuwsen (Text), Reto Klink (Bild), Peter Sidler (Text) Swissairpreis, Daniel Schwartz (Bild) Swissairpreis

1997

Pia Horlacher, Thomas Meister, Bruno Ziauddin, Finn Canonica (Swissairpreis)

1998

Fredi Lerch, Christoph Keller, Christoph Neidhart, Alfred Schlienger, Peter Haffner (Swissairpreis)

1999

Daniel Ganzfried, Brigitte Hürlimann, Beat Kappeler, Bernhard Raos, Urs Rauber Werner Lüdi (Swissairpreis)

2000

Beat Kraushaar, Martin Meier, Irena Brezná, Nicole Müller, Richard Reich, Miklós Gimes (Swissairpreis)

2001

Martin Beglinger, Alexej Djomin, Andri Bryner, Lisbeth Herger, Rahel Stauber, Urs Rauber, Oswald Iten (Swissairpreis)

2002

Jürg Ramspeck (Gesamtwerk), Jürg Rohrer (Alltag / Kleine Form), Arthur Rutishauser, Patrik Landolt, Stephan Ramming, Anna Schindler, Georg Seesslen, Ursula von Arx, Peter Ackermann

2003

Margrit Sprecher (Gesamtwerk), Daniel Germann (Alltag / Kleine Form), Michael Marti, Bernhard Odehnal, Cornelia Kazis, René Staubli

2004

NZZ Auslandsredaktion (Gesamtwerk), Daniele Muscionico (Alltag / Kleine Form), Bruno Vanoni, Andreas Schürer, Markus Schneider, Jean–Martin Büttner

2005

Manfred Papst (Alltag / Kleine Form), Thomas Angeli, Daniel Benz, Rico Czerwinski, Nico Renner, Meinrad Ballmer, Marco Zanchi

2006

Peter Baumgartner (Gesamtwerk), René Brunner (Alltag / Kleine Form), Peer Teuwsen, Karin Wenger, Christoph Scheuring, Hansi Voigt, Ursula Gabathuler

2007

Karl Lüönd (Gesamtwerk), Charlotte Jacquemart, Daniel Hug, Bruno Ziauddin, Christian Schmidt, Gabrielle Kleinert, Marcel Hänggi

2008

Rainer Stadler (Gesamtwerk), Constantin Seibt (Zeitung), Anja Jardine (Zeitschrift), Daniel Ryser (Nachwuchs)

2009

Bernard Imhasly (Gesamtwerk), Catherine Boss, Martin Stoll, Karl Wild (Zeitung), Roland Bingisser (Zeitschrift), Dinu Gautier (Nachwuchs)

2010

Balz Bruppacher (Gesamtwerk), Viktor Dammann (Zeitung), Mathias Ninck (Zeitschrift), Christian Kündig und Lukas Messmer (Nachwuchs)

2011

Michael Meier (Gesamtwerk), Dagmar Appelt, Katharina Baumann (Zeitung), Otto Hostettler, Dominique Strebel (Zeitschrift), Maurice Thiriet (Nachwuchs)

2012

Gion Mathias Cavelt (Zeitung), Daniel Ammann (Zeitschrift), Julia Hofer (Zeitschrift), Joel Bedetti (Nachwuchs)

2013

Köbi Gantenbein (Gesamtwerk), Rico Czerwinski, Iwan Städler, Susi Stühlinger

2014

Frank A. Meyer (Gesamtwerk), Simone Rau, Mark Dittli, Alex Baur

2015

Arnold Hottinger (Gesamtwerk), Andrea Jeska, Christian Brönnimann, Manuel Bühlmann, Oliver Wietlisbach

2016

Felix E. Müller (Gesamtwerk), Paula Scheidt, Markus Häfliger, Thomas Preusse, Daniel Puntas Bernet, Federico Franchini, Hannes Grassegger

Dank für Unterstützung und Spenden

Wir danken ganz herzlich,
.....
dem Zürcher Presseverein ZPV für die
grosszügige Unterstützung.

der Druckerei Robert Hürlimann AG, Zürich,
für den Druck dieser Broschüre.

Folgende Firmen und Organisationen
(gestaffelt nach Höhe der Beiträge) haben die
Ausrichtung der diesjährigen Preisgelder
in verdankenswerter Weise ermöglicht:

UBS

Tamedia

Raiffeisen Schweiz

Ringier

Neue Zürcher Zeitung

Zurich Insurance Group

Schindler

Somedia

Bank Vontobel

Lindt & Sprüngli

Keystone

WOZ Die Wochenzeitung

Schweizer Journalist

Adolf & Mary Mil-Stiftung

Zürcher Kantonalbank

Hoffmann-La Roche

Johann Jacob Rieter-Stiftung

Novartis International

Syngenta International

Verband Schweizer Medien

Zürcher Kantonalbank

Dr. Bjorn Johansson

Goldsponsor



Silbersponsor



Impressum

Herausgeberin
Stiftung Zürcher Journalistenpreis
Rainstrasse 24
8104 Weiningen
T 044 750 29 68
info@zh-journalistenpreis.ch
www.zh-journalistenpreis.ch

Bankverbindung
UBS AG
8098 Zürich
IBAN CH44 0023 0230 2082 4140 J

Redaktion
Rainer Stadler

Satz und Druck
Druckerei Robert Hürlimann AG, Zürich



Stiftung Zürcher Journalistenpreis
Rainstrasse 24
8104 Weiningen
T 044 750 29 68
info@zh-journalistenpreis.ch
www.zh-journalistenpreis.ch